

**Fischer**  
**Informationen zur Zeit**



»Nordkorea ist noch nicht das Ideal eines sozialistischen Staates ›mit menschlichem Gesicht‹, aber es ist immerhin auf dem Wege dazu, und das sollten wir ohne Vorurteile anschauen. Nur der vorurteilslose Blick sieht richtig und findet die Wahrheit.«

Luise Rinser

Originalausgabe

ISBN 3-596-24233-9

4233

Luise Rinser Nordkoreanisches Reisetagebuch

580



# Luise Rinser Nord- koreanisches Reisetagebuch



**Fischer**  
**Informationen zur Zeit**



## Luise Rinser Nordkoreanisches Reisetagebuch

### *Über dieses Buch*

Luise Rinser hat im Jahre 1980 eine mehrwöchige Reise nach Nordkorea unternommen. Hier ihr tief in die besonderen Verhältnisse des Landes eindringender Bericht. Er unterscheidet sich von der übrigen, ohnehin spärlichen Berichterstattung in den Medien durch seine eingestandene Subjektivität.

»Ich möchte mit meiner Arbeit erreichen«, schreibt die engagierte Sozialistin und Christin, »daß man eine Art von Sozialismus kennenlernt, die nicht nur für die Zukunft der dritten Welt entscheidend Modell ist, sondern auch uns anderen Impulse für ein mutiges Umdenken in Richtung eines möglichen Sozialismus geben kann und den blinden Glauben an einen unumgänglichen Kampf zwischen dem kapitalistischen und dem kommunistischen System abbauen hilft.«

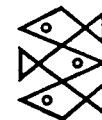
»Warum hat die Bundesrepublik diplomatische Beziehungen zu anderen sozialistischen, ja streng marxistischen Ländern und zu faschistischen Regierungen, aber nicht zu einem blockfreien Land wie Nordkorea?« »Warum«, so fragt die Autorin, »gibt die Bundesrepublik hohe Kredite aktuell an die Militärregierung Südkoreas?« – an ein Land, das in unerhörter Weise die Menschenrechte mit Füßen tritt.

Luise Rinsers »Reisetagebuch« vermittelt anschaulich und eindringlich Kenntnisse über ein Land, das stets im Abseits gehalten wurde.

### *Die Autorin*

Luise Rinser, geboren 1911. 1941 legte sie ihr erstes Buch vor: »Die gläsernen Ringe«. Wegen ihrer Gegnerschaft zum nationalsozialistischen Regime Schreibverbot, Haft, drohendes Todesurteil. Das jüngste ihrer zahlreichen nach dem Kriege erschienenen Werke ist die Autobiographie »den Wolf umarmen« (1981 bei S. Fischer).

Luise Rinser ist Beiratsmitglied im »Internationalen Komitee für die friedliche Wiedervereinigung Koreas«. Ihre Erfahrungen mit Südkorea hielt sie fest in »Wenn die Wale kämpfen« (1976) und in »Kriegsspielzeug« (1978). Zusammen mit dem koreanischen Komponisten Isang Yun schrieb sie: »Der verwundete Drache. Dialog über Leben und Werk des Komponisten« (1977).



Fischer  
Taschenbuch  
Verlag

## Inhalt

Lektorat: Walter H. Pehle

I. Anfänger-Beobachtungen . . . . .	9
II. Politischer Unterricht . . . . .	22
III. Überraschungen . . . . .	29
IV. Geschichtsunterricht . . . . .	36
V. Die kleinen Könige des Landes . . . . .	42
VI. Die nordkoreanische Frau . . . . .	46
VII. Kunstprobleme . . . . .	50
VIII. Die Dschudsche-Ideologie . . . . .	62
IX. Intermezzo am Drei-Tage-See . . . . .	70
X. Zwischenwort . . . . .	76
XI. Reise durchs Land . . . . .	78
XII. Dorf-Erfahrungen . . . . .	85
XIII. Information über Selbstkontrolle . . . . .	95
XIV. Land ohne Gott . . . . .	103
XV. Wiedervereinigung: Zentralproblem . . . . .	116
XVI. Kim Il Sung . . . . .	132

Fischer Taschenbuch Verlag

März 1981

Originalausgabe

Umschlaggestaltung: Jan Buchholz/Reni Hinsch

Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1981

Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg

Printed in Germany

580-ISBN-3-596-24233-9

## I. Anfänger-Beobachtungen

### Im Flugzeug von Moskau nach Pyöngyang

Eingezwängt in dem engen Abteil für Gesellschaftsreisende. Ich habe eine Flugkarte erster Klasse Moskau–Pyöngyang. Ich muß froh sein, in der economy-Klasse überhaupt mitgekommen zu sein. Wie das? Mein Flug war gebucht. Das Flugzeug sei voll besetzt, sagte man mir in Moskau. Man hielt mich am Moskauer Flughafen vier Stunden im Ungewissen. Man ließ mich einfach vor dem Ausgangsschalter sitzen. Soldaten beobachteten mich. Keiner sprach deutsch oder englisch. Keiner konnte mir Auskunft geben. Würde ich in alle Ewigkeit hier in der Enge, im überheizten Vorplatz sitzen müssen? Das war die Vorhölle. Endlich eine Angestellte. Sie erklärte mir in gutem Deutsch eisig, ich müsse bis Dienstag warten, da gehe ein Flugzeug über Sibirien nach Korea. Wie? Mein Platz ist heute gebucht! Achselzucken.

Heute ist Sonntag. Ich würde im Flughafen-Hotel eingesperrt sitzen, zwei Tage lang. Dann der Flug über Sibirien, mit zwei Zwischenlandungen, jedesmal neue Kontrollen, auch Leibesvisitationen, das weiß ich von anderen Reisenden. Ich beschloß, nach Rom zurückzufliegen. Wozu diese Strapazen, dieser Ärger? Zehn Minuten vor Abflug tauchten zwei Soldaten auf, und eine stämmige Beamtin, die meinen Koffer ergriff und mir bedeutete, zu laufen. Wohin? Ich lief. Ich lief zwischen zwei Soldaten wie der Dieb zwischen Polizisten. Was würde geschehen? Wurde ich abgeschoben, ins Gefängnis gebracht? War da ein Mißverständnis, eine Verwechslung? Ohne Kontrolle wurde ich durch die Sperre geschoben, in ein wartendes Zubringer-Auto gedrängt und zum Flugzeug gefahren, dessen Motoren schon liefen. Die stämmige Russin schob mich die Rolltreppe hinauf, warf meinen Koffer in die Kabine, eine andre wies mich auf einen Mittelsitz in der engen Kabine, und wir flogen ab. Ein Alptraum.

Ich sitze inmitten einer russischen Touristengruppe, oder sinds Sportler, oder ists eine Musikband, ich weiß nicht, die Leute sind jung und lustig, sie lassen die Wodkaflasche reihum gehen, sie reden laut, ich kann nicht schlafen.

Zum Zeitvertreib schreibe ich. Ich ärgere mich über mich selbst. Warum zum Teufel habe ich diese Einladung angenommen? Was geht mich Nordkorea eigentlich an? Was geht mich die Politik des Fernen Ostens an? Weil ich mich vor sechs Jahren auf das Abenteuer der Südkorea-Reise eingelassen habe, muß ich jetzt das Abenteuer der Nordkorea-Reise auf mich nehmen. Muß ich? Offenbar ist mir das schicksalhaft gesetzt. Ja, schon, aber: was erwartet mich? Werde ich zu Propagandazwecken mißbraucht, wie man sich das in Südkorea so vorgestellt hatte? Dort unterlief ich die Absicht der Einlader, dort entschlüpfte ich den Bewachern, dort gelang es mir, selbst den CIA zu täuschen, dort sah ich nicht nur brav das Erlaubte, das Schöne, sondern auch das Verbotene, das Weg-Gelogene: die Slums, die Studenten im Untergrund, die Mutter des gefangenen und gefolterten Dichters Kim Chi Ha, die entlassenen Universitätsprofessoren, die Kinder mit den Hungerödemen, die armen bäuerlichen »Ami«-Huren an der Nordgrenze und die Edel-Kisängs in den Luxushotels. Und darüber schrieb ich einen Aufsatz im SPIEGEL, der dann Leserbriefe brachte, die mir vorwarfen, ich lüge. Die Schreiber waren allesamt CIA-Leute, und auch mein Einlader wurde gezwungen, mir in so einem Leserbrief Propagandalügen vorzuwerfen. Heute weiß jedermann, daß ich nichts als die Wahrheit gesagt habe, und die viel zu wenig scharf.

Wie wird das nun in Nordkorea sein? Man wird mich überwachen, man wird mir Positives erzählen, man wird mir Potemkinsche Dörfer zeigen, alles wird herrlich anzusehen sein, die Butter- und Honigseite werde ich sehen ... Aber wenn es mir in Südkorea gelang, den Bewachern zu entschlüpfen, wird es mir auch in Nordkorea gelingen, oder etwa nicht?

Aber warum bin ich so entsetzlich mißtrauisch? Warum diese Vorurteile? Falsch ist das. Wer mit Vorurteilen ein Land betritt, der sieht NICHTS. Nichts als das, was er sehen will. Nichts als das, was seine Vorurteile bestätigt.

Weiß ich denn nicht schon zu viel über Nordkorea? Habe ich

nicht zu viele Bücher darüber gelesen? Habe ich mich nicht mit der Geschichte Nordkoreas befaßt seit langem? Die Biographie des Präsidenten Kim Il Sung gelesen? Kann ich noch unbefangen sein? Ich habe auch, ehe ich nach Südkorea flog, Bücher darüber gelesen und den Bericht des dortigen, des damaligen, inzwischen ermordeten Präsidenten Park Chang Hee, und der las sich gut und glaubhaft und war doch erlogen. Was ich sah und hörte, war anders. Die Reise war demaskierend. Ich sah die Wirklichkeit des Lebens dort, die Misere der Arbeiter ohne jeden Rechtsschutz, die Unfreiheit der Studenten, die Armut der Kleinbauern, den Reichtum der CIA-Leute und der feigen Mitläufer, ich spürte die Angst der Menschen vor dem Diktator, ich traf die Intellektuellen, die schon oft in den Gefängnissen gesessen hatten und nun arbeitslos waren und keinen Pfennig Unterstützung bekamen, ich sah die Tränen der Frauen und Mütter eingesperrter Studenten und Journalisten.

Was werde ich nun in Nordkorea sehen?

Ein »marxistisches Regime«. So sagt man. Was ist das aber? Was für eine Art von »Marxismus«? Sowjetisch, chinesisches? Oder anders? Personenkult werde ich sehen, auf jeden Fall. Kim Il Sung als der größte Held aller Zeiten. Personenkult macht mir Angst, wem immer er gilt, ob einem Diktator oder einem Papst. Einer SACHE, einer IDEE muß man dienen, nicht einem Manne.

Aber ich DARF keine Vorurteile haben, sonst bin ich blind für die konkrete Wirklichkeit. Also noch einmal: weg mit allen Vorstellungen. Ich befehle mir, daß ich NICHTS weiß von diesem Land. Ich öffne mich. Ich werde sehen und hören und spüren, was dort wirklich geschieht. »Wir befinden uns im Anflug auf Pyöngyang.«

Es wird immer heller, wir fliegen in den Morgen hinein, die Sonne geht auf.

### **Pyöngyang**

Ich bin nach dem langen Flug und dem Zeitunterschied von acht Stunden übermüdet, ich kann und kann nicht einschlafen, ich versuche zu schreiben.

Der Empfang am Flughafen: was für ein Unterschied zu

jenem in Seoul vor fünf Jahren! Zwar erwartete mich auch hier eine Abordnung von Funktionären in dunklen Anzügen, aber sie zwangen mich nicht zu einem offiziellen Interview, das eher ein Verhör war und mitgeschrieben wurde. Wie denken Sie über Südkorea, was haben Sie darüber gehört... Hier in Pyöngyang fragte man mich nur besorgt über den Verlauf der Reise und hörte gespannt meinen Bericht von meinem Ärger am Moskauer Flughafen, und man lächelte: »Ja ja, so sind DIE dort eben.« Der junge Übersetzer bemühte sich, mir ihr Lächeln so zu übersetzen. Man scheint den großen Bruder Sowjetunion nicht sehr zu mögen.

In Seoul hat man mir meinen Paß und meinen Koffer und die Tasche abgenommen und verschwand damit. Ich erhielt alles sechs Stunden später im Hotel zurück: man hatte das Gepäck durchsucht nach unerlaubtem, das heißt nach »kommunistischem« Schrifttum. Hier in Pyöngyang stand mein Gepäck immer neben mir, niemand berührte es, und es fuhr mit mir zugleich ab, im selben Auto. Keinerlei Kontrolle. Natürlich hatte man sich vorher genau nach meiner Zuverlässigkeit erkundigt. Aber nach welchen Gesichtspunkten wurde ich beurteilt? Nur nach meinem Interesse an der Wiedervereinigung Koreas? Könnte ich nicht auch ein Spion Südkoreas oder der Bundesrepublik Deutschland sein? Man vertraut mir, das ist sicher. Man ist freundlich und herzlich und offen. Die Menschen sind ganz anders als jene in Südkorea. Sie sind natürlich. Nichts von angewinkelten Armen, jener Geste, die geheime Angst verrät. Kein scheuer Blick nach allen Seiten, kein vorsichtiges Abwägen der Worte.

S., italienischer Journalist, Kenner des Fernen Ostens, sagt mir heute, daß er bei seinem Aufenthalt die Leute in Nordkorea nicht so gelöst fand wie ich. Ich überprüfe meine Erinnerung: es stimmt, daß einige der Funktionäre, die ich traf, gespannt aussahen. Diese Gespanntheit kann ich mir wohl erklären: sie fühlen sich stark gefordert, sie müssen gute Figur machen vor Ausländern, sie sind im Dienst, sie haben große Verantwortung, und sie wollen das Beste leisten. In einem Buch über China (»Cara Cina« von Goffredo Parise) las ich, daß es im China Maos sehr viele Neurotiker und Depressive gab, auch Selbstmörder. Wie

das? Sie lebten unter dem Druck ihres eigenen, hochgezüchteten Gewissens, sie meinten nicht genug für die Revolution zu tun, sie fühlten sich schuldig, ohne daß jemand ihnen Schuld gab. Ich glaube nicht, daß dies in Nordkorea auch so ist, aber bei einigen empfindlichen, ehrgeizigen Funktionären mag es wohl vorkommen, wie es unter ehrgeizigen Schülern vorkommt, die sich umbringen, wenn sie nicht das allerbeste Zeugnis haben. Aber im allgemeinen ist das Volk in Nordkorea sichtbar gelassen und heiter. Leute unter Streß gebe es nicht, sagte man mir, so wenig wie es Leute mit dem Einsamkeits-Syndrom gebe. Das ist gewiß: in Nordkorea ist jedermann in eine Gruppe und in die Volksgemeinschaft eingebettet. »Kommunikationsverlust« gibt es nicht. Hier macht man alles gemeinsam und ist gern beisammen. Keiner wird hilflos allein gelassen. Das bedenkend, kann auch der Gegner des nordkoreanischen Sozialismus-Modells nicht behaupten, daß dies den christlichen westlichen Staaten bis jetzt gelungen sei. Altersselbstmorde und Drogensucht und Jugendkriminalität als Folgen der Einsamkeit werden im Westen zwar beklagt, aber nicht behoben. Nordkorea hat das Problem approximativ gelöst.

Mitternacht: kein Schlaf. Im Westen ist es jetzt früh acht Uhr. Ich wohne nicht im Hotel, sondern im Gästehaus der Regierung. Ich habe eine ganze Wohnung für mich: Arbeitszimmer mit Bibliothek, Schlafzimmer, Bad, Vorraum und Konferenzzimmer. Viel Raum, aber kein Luxus. Kein Portier, kein Mensch am Eingang, kein Bewacher, die Tür ist unversperrt, ja unversperrbar, es gibt im ganzen Haus keine Türschlösser. Ich bin noch einmal ins Freie gegangen. Kein Mensch begegnet mir. Tiefe Stille. Bin ich allein im Haus? Wohin sind die Begleiter gegangen?

Ich gehe durch den nächtlichen Garten. Keine Absperrungen. Alles offen zum freien Land hin. Keine Wachtposten in der Nähe. Ziemlich weit weg an der Autozufahrt steht ein Schilderhäuschen mit einem verschlafenen, fröstelnden Soldaten. Ich gehe ins Haus zurück. Ich schreibe weiter.

Habe ich mir nicht immer gewünscht, in Japan die Kirschblüte zu sehen? Ich sah sie hier. Längs der Straße vom Flughafen zur Stadt Blüten, Blüten, weiß und dazwischen rosa und rot: Pfirsiche und gefüllte Mandelblüten, und der Himmel darüber ganz blau, sehr blau, weil unverschmutzt:

keine Fabriken, die sind weit weg, sagt mein Dolmetscher, und die richtige Blüte, sagt er, beginnt erst, das ist der Anfang nur, dieses Jahr wird genau zum ersten Mai die volle Blüte sein, zum Kirschblütenfest.

Wir nähern uns schon der Hauptstadt, aber der Übergang ist sanft. Das Land verengt sich zu breiten Straßen mit Grünstreifen und Alleebäumen, viel Grün, viel Laub, viel blühendes Gesträuch, wenig Verkehr, niemand in Eile.

Aber dann: auf einem Hügel das bronzene Riesenstandbild des Präsidenten, und rechts und links ebenfalls gewaltige Bronzetafeln mit Szenen aus dem Koreakrieg, ich kenne sie schon aus den Bildbänden, sie sind auftrumpfend, viel zu schreiend in diesem stillen Land. Warum haben alle Diktatoren diesen zwanghaften Hang zum Überdimensionalen? Selbstdarstellung, Imponiergehabe, Kompensation geheimer Angst vor dem Sturz? Warum diese Altäre im Freien, diese grellbunten Farbtafeln mit Szenen aus dem Leben des Präsidenten: Kim Il Sung im Partisanenkrieg, Kim Il Sung bei den Bauern, Kim Il Sung bei den Kindern, Kim Il Sung bei den Industriearbeitern im Hüttenwerk... »Personenkult«.

Freilich: in Katholischen Gegenden hängt auch überall der Papst in Farbdruck. Für Katholiken ist das etwas anderes, als wenn da der Präsident hinge. Aber für Nichtkatholiken ist es auch Personenkult. Das muß ich bedenken. Ich werde noch verstehen lernen, was dieser Kult um Kim Il Sung WIRKLICH meint. Und wenn meine Begleiter am Rockaufschlag das Medaillon mit dem Bild Kim Il Sung tragen statt eines Partei-Abzeichens, was bedeutet das? Ist es besser oder schlechter, als ein Hakenkreuz oder eine Plakette mit Hammer und Sichel zu tragen? Ist es menschlicher, ein Menschenbild zu tragen als ein abstraktes Zeichen einer anonymen Macht? Ich weiß es noch nicht.

### **Ahnen-Ehrung**

Ich hatte mir das so schön ausgedacht: gleich am ersten Tag wollte ich die Gräber der Eltern Kim Il Sung besuchen und Blumen dort niederlegen. Ich dachte mir, die Gräber lägen irgendwo auf dem Land in aller Abgeschiedenheit, auch das

Geburtshaus des Präsidenten wollte ich sehen. Das gehört sich so, dachte ich, daß man die Ahnen des Gastgebers ehrt. Mein Wunsch wurde als Selbstverständlichkeit betrachtet: die Fahrt war schon eingeplant, sie gehört zum üblichen Programm der Gäste. Nicht gestern, sondern erst heute morgen fuhren wir aufs Land. Mein Wunsch nach großen schönen Blumensträußen schaffte einige Aufregung: obgleich die Gärten der Stadt überquellen von Blühendem, gibt es keine Blumen zu kaufen, weder gibts Geschäfte dafür noch offene Blumenstände. Wieso ist es in allen sozialistischen Staaten, die ich kenne, so schwer, Blumen zu kaufen? Man sagte mir, die Sträuße würden besorgt und nachgebracht, wir sollten ruhig abfahren. Wir taten es.

Wie töricht ich war, als ich mir vorstellte, Gräber und Geburtshaus lägen irgendwo in der Einsamkeit, und ich sei an einem ganz gewöhnlichen Wochentag vielleicht der einzige Besucher! Ganz Pyöngyang, halb Nordkorea schien unterwegs. Heerscharen, Pilgerzüge, alle in derselben Richtung, alle zu Fuß, die Busse parken weit entfernt, selbst unser Regierungsauto darf nicht den Hügel hinauffahren. Recht so. Mir gefällt es, wenn niemand Privilegien hat.

Die Leute gehen in mehr oder minder geschlossenen Gruppen, aber es sind keine Touristen, vielleicht, so denke ich, ist das so etwas wie ein Betriebsausflug mit politischem Akzent. Ganze Schulklassen wandern da, uniformiert, die Mädchen mit den kurzen dunklen Faltenröckchen an gekreuzten Trägern über weißen Blusen, im Haar eine grellbunte Stoffblume, die Buben in kurzen Hosen mit dem roten Dreieckstuch um den Hals, das sie als »Brigadisten« ausweist. Die Studenten haben eine Art Uniform, die an jene der Soldaten erinnert, aber sie tragen sie lässig. Alle sehen heiter aus und entspannt und satt und ohne Aggressionen, und doch merkt man die Disziplin. Mir scheint, sie ist vielmehr eine innere als eine anerzogene. Sie ist schon in Fleisch und Knochen eingewachsen. Uralte konfuzianische Tradition plus Parteierziehung, das prägt stark.

Aber diese Mädchen in Militär-Uniform, sind das weibliche Soldaten? Es sind, sagt man mir, Ärztinnen und Krankenpflegerinnen, also Sanitäterinnen, die für den Fall eines Angriffs ausgebildet werden. Ist diese Ausbildung Pflicht?

Wie ist das hier mit der Wehrpflicht überhaupt? Drei Jahre Ausbildung. Ist sie Pflicht?

»Pflicht? Aber ich bitte Sie! Es ist selbstverständlich, daß jeder bereit ist, das Land zu verteidigen, wenn es angegriffen würde. Die Jugend hat das Beispiel ihrer Väter und Großväter vor Augen, die ihrem Land Freiheit, Selbständigkeit, Frieden erkämpft haben. Es wäre eine Schmach, wenn die Jungen das vergäßen. Im übrigen haben wir viel mehr Freiwillige als man nehmen kann.«

Da ich gegen jede Militärflicht bin, gegen jede Ausbildung zum Töten von Mitmenschen, macht mir diese Auskunft, so strahlend gegeben, Unbehagen. Kann in einem Land richtig und recht sein, was in einem anderen böse ist oder auch nur sinn- und nutzlos?

Ich sage: Sie sprechen nur von Verteidigung.

Aber natürlich, denn wir machen keinen Angriffskrieg. Wir haben auch 1950 nicht angegriffen, wir haben uns nur verteidigt.

Ich mag jetzt nicht darauf eingehen. Mir ist die südkoreanische Version bekannt, und das ist auch jene der ganzen übrigen Welt, mit Ausnahme der sozialistischen Länder. Herr Kim, einer meiner Begleiter, Historiker von Beruf, bemerkt meine Abwehr, meine Verwirrung. Er sagt still und höflich: Darüber müssen wir einmal in Ruhe reden.

Endlich kommt das Auto mit den Blumensträußen. Recht ansehnlich sind sie nicht. Ich hatte mir Prachtvolles vorgestellt. Aber es geht auch so.

Nun können wir endlich den Hügel hinansteigen, auf dem die Gräber liegen. Wir gehen wie in einer Prozession: Scharen vor uns, Scharen hinter uns. Schweigend. Vom Tal herauf tönt Musik. Heitere Musik. Folklore.

Ich möchte wohl wissen, was diese Wanderer denken, diese Angehörigen dreier oder vierer Generationen: die Überlebenden aus zwei Kriegen, die Partisanen, die Jüngeren, die den Schutt wegräumten und den Aufbau begannen, unendlich mühsam, die noch Jüngeren, die es schon leichter hatten, ihre glatten selbstbewußten Gesichter zeigen das, und die Kinder, die »kleinen Könige«, wie Kim Il Sung sagt, die »frei und glücklich« sind, sie singen das, man übersetzt mir, was da so heiter aus dem Tal herauftönt aus den Lautsprechern.

Nun kann ich endlich meine Sträuße niederlegen an den Gräbern der Eltern eines Revolutionärs, die selber Revolutionäre waren. So steht es in der Biographie Kim Il Sungs. Sie müssen starke Persönlichkeiten gewesen sein, der Vater war schon Partisan gegen die Japaner und Marxist, die Mutter erzog den Sohn zur Tapferkeit und mutete ihm zu, als er noch fast ein Kind war, im Winter aus der Mandschurei ein Geheimschreiben nach Korea zu überbringen, da den Japanern ein Kind unverdächtig war.

Ich hätte gern auch das Grab jener Frau besucht, die Kim Il Sungs Gefährtin war, Partisanin auch sie, und die ihm im Krieg einen Sohn gebar, bei dessen Geburt sie starb. »In meinem Land wird keine Frau mehr im Kindbett sterben, wenn ich das Sagen haben werde«, hat Kim Il Sung geschworen. Man sagt mir, daß die Gesundheitsfürsorge im Land vorbildlich sei, vor allem die Gynäkologie.\*

Die Frau ist nicht hier begraben, wer weiß, wo sie liegt. Ihr Sohn lebt und ist – oder besser: war – Ursache von Streit und Verdächtigung im Land und im Ausland. Man vermutete, daß er der Nachfolger seines Vaters werde und so eine Erbdynastie gegründet würde. »Eine Familiendiktatur«, sagte man im Westen. Hier höre ich, daß dies ein Gerücht sei, dem die Wirklichkeit nicht entspreche. der Sohn aus erster Ehe arbeite wie die Söhne aus der zweiten mit dem Vater, ohne

\* Am vorletzten Tag sah ich die neue Frauenklinik in Pyöngyang. Sie ist eben fertig geworden und noch nicht in Betrieb. Gruppen ausländischer Mediziner besichtigen sie. Das Haus ist sehr groß und äußerst funktionell gebaut. Es gibt die modernsten Apparate. Es gibt Einzelzimmer und zwei- und dreibettige, aber keine Säle für viele. Jede Frau kann wählen, ob sie allein sein will oder nicht. Das ist nicht eine Frage des Geldes und also nicht eine Frage der Gesellschaftsklasse, sondern ganz einfach das Angebot der besonderen Wunsch-Erfüllung. Aufenthalt, Behandlung, Operation, alles ist völlig unentgeltlich.

In der Halle ein Raum für Besucher, die von dort aus durch Fernsehgerät und Telefon sich mit den Patientinnen unterhalten können. Meine Frage: Dürfen hier die Männer bei der Geburt anwesend sein? Sie dürfen nicht. Sie möchten auch nicht. Aber man beläßt das Neugeborene bei der Mutter von Anfang an. Es kommt nicht in eine Säuglingsstation und muß nicht den Schock der Entfernung von der Mutter erleiden. Hier trifft sich die Tradition schön mit der westlichen neuen Psychologie, die das Verbleiben des Kindes in der Nestwärme der Mutter fordert.

Man sagt, die Klinik hier sei eine der modernsten der Welt. Sicher ist, daß sie schön ist, daß genügend Personal zuhanden ist und daß es genügend Betten gibt und keine Wartezeiten. Daß die koreanischen Krankenschwestern die besten sind, weiß man auch bei uns. Freundlichkeit und Behutsamkeit sind der koreanischen Frau ohnehin angeboren. Die gründliche Ausbildung garantiert ihr Fachwissen und ihr praktisches Können.

aber in der Öffentlichkeit aufzutreten. Auch Kim Il Sung's Frau arbeitet, sie hat eine Funktion im Ministerium. Ich könnte verstehen, wenn Kim Il Sung seinen Ältesten zum Nachfolger haben möchte: der kennt das Land, die Leute, die Ideologie, der weiß, wie man das so mühsam aufgebaute Land weiterentwickeln muß, dem kann er voll vertrauen, der würde dafür sorgen, daß nicht nach dem Tod des Präsidenten ein Bruch entstünde, eine Spaltung zum Unheil für das Volk. Aber offenbar hat man anders beschlossen. Ich frage nicht weiter. Noch ist Kim Il Sung nicht einmal siebzig, er ist 1912 geboren und kerngesund.

Zum Programm gehört die Besichtigung des Elternhauses Kim Il Sung's. Es ist wie neu. Es ist restauriert. Eins der üblichen koreanischen, hübschen, kleinen Bauernhäuser mit drei Räumen, einem Stall und einem Schuppen daneben. Strogedeckt. Schön ist das Dach. Schade, daß man nirgendwo mehr mit Stroh deckt, es ist ein warmes, lebendiges Material. Freilich nicht dauerhaft. Plastik dauert ewig in all seiner toten Häßlichkeit.

Alle Geräte von damals, als Kim Il Sung hier lebte, scheinen erhalten. Ein eifriges Mädchen in Tracht erklärt feierlich: »Dies ist die Mistgabel, mit der der Vater des großen Präsidenten... Dies ist der Herd, auf dem die Mutter des großen Präsidenten...« Warum zum Teufel kann man hier nicht einfach sagen: des Präsidenten? Warum, wozu diese Byzantinismen? In der englischsprachigen Zeitung las ich heute morgen: »Der große Präsident Kamerad Kim Il Sung...« Ich las auch: »Der väterliche Führer...«

Muß das sein? Wer will das so? Ich kann mir nicht denken, daß Kim Il Sung selbst das wünscht. Es widerspricht seiner Art, wie man sie mir im Westen von sachlichen Beobachtern geschildert hat. (Ich bin sehr gespannt, wie ich ihn sehen werde, wenn mein Besuch bei ihm zustande kommt. Er ist mir versprochen.)

Neben mir die Schulkinder. Wie sauber und artig sie sind, wie wohlgenährt und still. Sie langweilen sich wie alle Schulkinder aller Länder bei solchen Lehrausflügen, aber sie schwätzen nicht, sie sind beängstigend diszipliniert. Niemand braucht sie zu ermahnen. Sie sind auch nicht zappelig nervös wie unsere Kinder im Westen. Es sind eben kleine Asiaten. Aber ich lasse mich nicht täuschen, ich weiß, daß

hinter diesen glatten, ruhigen Gesichtern leidenschaftliche Seelen wohnen. Man ist nie sicher bei Koreanern, daß nicht plötzlich in unerwarteter Eruption Flammen ausbrechen. Koreanische Revolutionäre im Norden wie im Süden entwickeln todverachtende Kraft. Ich will jetzt nicht daran denken, was einige hundert Kilometer südlich, jenseits des 38. Breitengrads, in Südkorea geschieht dieser Tage. Ich sah noch im Westen im Fernsehen die Panzer nordamerikanischer Herkunft, welche die Studenten in der Hafenstadt Pusan und Gevang-Dschu überrollten, die sich ihnen im Kampf um eine freie Demokratie entgegenwarfen. Die jungen Koreaner sind wie biegsame metallene Klingen: sie schnellen plötzlich hoch und treffen. Sie sind bewundernswert, aber auch ein wenig erschreckend.

Am Nachmittag fahren wir noch zum Heldenfriedhof in Pyöngyang. Er liegt an einem Hügel: eine Ansammlung von Stein-Stelen mit Köpfen. Alle aus einer Art grellweißem Gips. Man sagt mir, sie seien alle Portrait-ähnlich, der Präsident, der diese Partisanen alle gekannt hat, habe korrigiert, wenn ein Gesicht nicht ganz so ausfiel, wie er es in Erinnerung hatte. »Und er hat ein unerhörtes Gedächtnis«, sagen mir meine Begleiter. Übrigens sind viele Frauen, junge Mädchen zumeist, unter den Helden. Partisaninnen. Ich fühle tiefen Respekt, obgleich ich denke: im Westen schreibe ich gegen den Eintritt der Frauen in die Bundeswehr...

Aber ich darf die Situation nicht vergleichen und nicht vermischen. Herr Kim sagt: Sie haben gekämpft, damit es nie mehr nötig sein wird, einen Krieg hier zu führen.

Jener Krieg war nötig: fünfunddreißig Jahre schlimmer japanischer Kolonialherrschaft machten den Befreiungskampf unumgänglich.

Herr Kim, der Historiker, sagt: Wir müssen über jene Zeit eingehend sprechen, man kann unser Land und unsern Präsidenten nicht verstehen, wenn man unsre Vergangenheit nicht kennt. Ich kenne sie, aber ich werde sie mir von diesem Nordkoreaner erzählen lassen. Man muß die Geschichte Koreas von zwei Seiten her anschauen.

Ich habe vergessen zu notieren, daß wir gestern auch noch die Metro besichtigten. Ich war etwas ungnädig darüber, als man mir sagte, das gehöre eben »dazu«. Als ob ich nicht die

Metro von Rom und Paris und London und New York und Moskau kannte. Was ist schon eine Metro. Aber die Metro von Pyöngyang ist schon etwas, das man mit Interesse anschauen kann: sie hat nicht ihresgleichen. Sie verläuft sehr tief und kann, wie es die von Moskau 1944 konnte, im Kriegsfall als sicherer Luftschutzbunker dienen. Jetzt, im Frieden, sehen die Bahnhöfe aus wie Theater-Foyers: mit Glaslüstern an der Decke, mit mosaikbedeckten Wänden in hellen ungebrochenen Farben, wie man sie hier jetzt liebt: rosa, zitronengelb, smaragdgrün, himmelblau. Die Mosaiken stellen die Hauptstadt mit ihrer Umgebung dar, naturgetreu, wie sie sich in den vier Jahreszeiten zeigt. Ein fröhliches Lehrbuch der Botanik, der Agrar-Produkte, der Pflanz- und Erntezeiten. Angesichts dieses simplen Naturalismus und der süßen Farben denkt man mit Trauer an die raffinierten Grau- und Brauntöne auf den hochstilisierten koreanischen Bildern aus der vorrevolutionären, der bösen feudalen Epoche.

Wie alle Staatsgäste muß auch ich ein paar Stationen mit der Metro fahren, und ein eifriges Mädchen erklärt mir allerlei, was mir eilig übersetzt wird und was ich sofort vergesse. An den Stationen sind Scheinwerfer und Photographen bereit, mich zu photographieren und zu filmen. Das gehört zum Besucher-Programm. Ich fühle mich unbehaglich. Man erwartet schweigend von mir ohne Unterlaß Lob und Bewunderung. Ich bin damit überfordert. Plötzlich aber sehe ich die Szene mit anderen Augen, mit denen der Nordkoreaner, mit politischen Augen: da, wo heute diese Metro fährt, da, wo heute die Stadt Pyöngyang steht, da war vor gar nicht langer Zeit, vor drei Jahrzehnten nämlich, NICHTS. Da hatte der Zweite Weltkrieg abgeräumt und nichts übriggelassen als verbrannte Erde und Tote. Ganz Nordkorea war eine Wüste. Da wuchs nichts mehr auf den Äckern, da arbeitete keine Fabrik mehr, da kamen keine US-Dollars als Aufbaudarlehen, und auch keine Rubel. Was macht man mit einem so ganz und gar zerstörten, armen Land? Wer hat den Mut, hier einen Staat aufzubauen? Was macht man mit einem Volk von siebzehn Millionen, das nach fünfunddreißig Jahren japanischer Kolonialherrschaft kein nationales Selbstbewußtsein mehr hat? Was macht da ein junger Mann, der Partisanen-General war und kein gelernter Staatsmann?

Was tat Kim Il Sung? Er begann den Wiederaufbau. Seine Guerillakrieger, seine Soldaten, haben Korea von den Japanern befreit, unter seiner Führung. Die Soldaten, das ganze Volk geht für den Befreier durchs Feuer. Er kann dem Volk jede Anstrengung zumuten. Wenn also heute hier die Metro fährt, wenn heute hier die schöne Stadt Pyöngyang steht, wenn alle Leute Brot und Arbeit und ein Dach überm Kopf haben, so ist das sehr wohl ein echter Grund zum Stolz. Jeder Nordkoreaner kann sich sagen: Das haben wir geschafft, wir allein. Ich empfinde Respekt und schäme mich meiner westlichen Überheblichkeit und meiner schweigenden Kritik an den Mosaiken und den so gar nicht funktionalen Kristall-Lüstern hier unten.

Um mich nicht zu sehr schämen zu müssen, sage ich mir trotzig: Nun, und wir Deutschen, haben wir nicht auch nach 1945... Aber da ist ein Unterschied: wir waren die große Investition für die USA, wir waren der unfreiwillige Partner, der dafür bezahlt wurde, daß er das Bollwerk gegen den sowjetischen Kommunismus war. Wie in Südkorea: da investierten auch die USA viel Geld (die deutsche Bundesrepublik auch), damit das Land nicht so verelende, daß es den Marxismus will, und da haben sich die USA auch ein Bollwerk geschaffen mit Raketenbasen und vielen militärischen Stützpunkten, den letzten, die ihnen verblieben im Fernen Osten und an denen sie zäh festhalten, so zäh, daß sie lieber das faschistische Folter-Regime unterstützen als eine freie Demokratie zuzulassen, die vielleicht sozialistisch würde – der Vorwand für das Verbleiben: die nordkoreanische Gefahr, das nordkoreanische kommunistische System, das droht...

Dies alles bedenkend, verstehe ich, daß die Nordkoreaner stolz sind auf ihren Führer und auf sich selber, und auch auf ihre Metro, ihr kollektives »Status-Symbol«.

## II. Politischer Unterricht

Unter den Neuerungen, die Lykurg einführte, war die erste die Einsetzung des Rates der Ältesten, welcher der Königsmacht beigegeben und für die wichtigsten Entscheidungen gleichgestellt ist. Denn der Staat, ungewiß schwankend bald zu den Königen nach der Tyrannis hin, bald zur Menge nach der Massenherrschaft hin, empfang in der Macht des Ältestenrates einen festen Anker, indem die Ältesten sich zu den Königen schlugen, um der Massenherrschaft entgegenzuwirken, und wiederum, damit keine Tyrannis entstände, sich auf die Seite des Volkes stellten. . . . War die Menge versammelt, so war es keinem gestattet eine Meinung auszusprechen, sondern es war dem Volk erlaubt, über die von den Ältesten und dem Gesetzgeber eingebrachten Antrag zu entscheiden. . . .

PLUTARCH

Herr Kim, einer meiner Begleiter, ist von Beruf Historiker, er war Professor an der Universität, ist aber nun der Leiter des Komitees für die Wiedervereinigung Koreas. Ich soll ihm, sagt er, Fragen stellen.

Im Westen, sage ich, hält man Nordkorea für eine linke Diktatur und Kim Il Sung für eine Art Stalin und sein Regime für stalinistisch. Das Urteil liegt nahe, wenn man bedenkt, daß hier alle Macht, die legislative, die exekutive und dazu die militärische in der Hand eines einzigen Mannes ist, der vom Marxismus herkommt.

Was denken Sie? fragt mich Herr Kim.

Nach der Lektüre mehrerer Bücher über Nordkorea halte ich das für ein nicht unbegründetes, aber sehr undifferenziertes Urteil, das, im Westen verbreitet, antikommunistischer Propaganda dient und vor allem in Südkorea die Angst vor einer nordkoreanischen Invasion militärischer oder ideologischer Art wachhalten soll. Aber die Einheit von Staat und Partei ist immer gefährlich nahe an der Diktatur und am Mißbrauch der Macht.

Wir haben ein Parlament.

Das gibt es im faschistischen Südkorea auch, ein Scheinparlament in einer Diktatur. Das Vorhandensein eines Parlaments, einer Volksvertretung, beweist nichts. Es kommt

darauf an, wieviel Mitsprache- und Entscheidungsrecht die Volksvertretung hat. Jene in Südkorea hat keine Rechte außer dem Recht, dem Diktator zuzustimmen. Aber ehe ich hier weiterfrage, möchte ich etwas über die Struktur des Staates wissen.

Oberster Grundsatz: uns beherrscht nicht der Staatsapparat, sondern wir beherrschen ihn.

Wir? Das Volk? In welcher Form?

In Form der Volksvertretung, deren ständige Einrichtung das Zentralkomitee ist. Hier liegt die eigentliche Regierungsgewalt.

Ist das nicht Theorie? Wird in der Praxis nicht von oben her entschieden? Der Präsident ist zugleich Generalsekretär der Partei. DER Partei. Es gibt nur eine, die kommunistische.

Sagen wir: die sozialistische. Unsre Politik ist sozialistisch. Der Kommunismus ist eine große Utopie.

Wie das?

Unser Ziel ist es, daß einst alle Völker der Erde sozialistisch sind, aber jedes Land auf seine eigene Weise, und daß alle zusammen das Ideal des Kommunismus, das Zusammenleben aller Völker in Frieden und Freiheit verwirklichen.

Utopie im Sinne von Fernziel also. Zurück zur gegenwärtigen Praxis: gibt es im Parlament eine Oppositionspartei?

Das ist ein westlicher Begriff. Wir haben innerhalb der Volksvertretung Gruppen mit jeweils verschiedenen Meinungen über bestimmte Fragen. Aber es gibt keine Opposition in der Form, daß eine Partei die andre bekämpfte oder den Sozialismus ablehnte. Es gibt nur die Diskussion über Einzelfragen. Wir haben in der Volksvertretung auch Delegierte für die Minderheiten, so haben wir die Gruppe, welche die Interessen der religiösen Gemeinschaften vertritt, der Buddhisten, der Christen und der Chong-o-Religion. (Eine neuere Sekte.) Die Regierungspartei ist die Partei der Arbeiter, wobei mit Arbeitern das ganze arbeitende Volk gemeint ist, also auch die Intellektuellen. Der Präsident wünscht ausdrücklich die Mitarbeit des gesamten Volks. Das Volk spricht sich aus in seinen Vertretern. Jedes Jahr einmal wird die Volksversammlung einberufen. Das Zentralkomitee dagegen ist eine ständige Einrichtung. Wer stellt die Mitglieder des ZK auf?

Der Präsident macht Vorschläge. Aber die Mitglieder können auch direkt vom Volk vorgeschlagen werden.

Es gibt also Wahlen. Wie weit sind sie frei?

Wir haben ein eigenes Wahlkomitee, das den Namen »Demokratische Front der Vereinigung des Vaterlands« trägt. (Das ist die Übersetzung, die der junge Dolmetscher gibt. Ich muß mich auf ihn verlassen.)

Jeweils fünfzigtausend Einwohner bilden einen Wahlkreis. Wir haben das allgemeine Wahlrecht. Das Wahlalter, passiv wie aktiv, beginnt ab dem siebzehnten Jahr. Wir haben weiterhin einen Wahlausschuß, der die vom Volk gewählten Kandidaten überprüft. In der »Demokratischen Front« sind alle politischen Parteien und Gruppen zusammengeschlossen.

Es gibt außer den kleinen Gruppen und der Regierungspartei doch auch die sogenannte demokratische Partei. Wenn sie keine Oppositionspartei ist, was ist sie dann? Wozu gibt es sie überhaupt? Ist es wie in Südkorea eine Schein-Partei?

Nein. Es ist eine Partei, die, ich sagte es schon, in Einzelfragen anderer Meinung ist.

Also eine Partei der Diskussionspartner.

So kann man sagen.

Und die Stellung Kim Il Sung's? Genau gefragt: wenn ihm ein Delegierter nicht paßt, der vom Volk gewählt wurde?

Sie stellen sich unser politisches Leben viel zu bürokratisch vor, viel zu kompliziert. Wenn dem Präsidenten etwas nicht paßt, sagt er das, und die Sache wird diskutiert. Dazu eben haben wir ja ein Parlament.

Schon, aber die letzte Entscheidung hat eben der Präsident. Das ist praktisch die Möglichkeit, die Volksmeinung und die Wahlen zu überrennen.

Theoretisch, nicht praktisch. Praktisch ist es so, daß alles diskutiert wird.

Ich sage: ich sehe eine Parallele in der katholischen Kirche: Da hat das erste und letzte Wort der Papst, der Alleinherrscher ist, Parteispitze, Regierungsspitze. Theoretisch kirchenrechtlich kann er aus heiterm Himmel ein verbindliches Dogma aufstellen. Praktisch wird er das nicht tun. Er wird sein Parlament fragen: das Bischofskollegium. Er wird nichts tun, ohne die Bischöfe (die Funktionäre) und die

Fachleute (die Theologen) zu fragen. Natürlich hat er dann alleinverantwortlich zu entscheiden. Die Kirche ist undemokratisch, sie ist ein Ein-Parteien-Staat, sozusagen.

Aber, sagt Herr Kim, ganz so ist das hier nicht. Bei uns befragt der Präsident wirklich zuerst das Volk. Er geht unters Volk und erforscht dessen Willen, dessen Bedürfnisse. Aus diesen Erfahrungen heraus entstehen seine Vorschläge an die Volksversammlung. Ein Beispiel: er schlug ein elftes Pflichtschuljahr vor, weil ihm seine Reisen durchs Land gezeigt hatten, daß das Volk nicht genug gebildet ist und daß es Bildungshunger hat. Ein Volk, so sagte er, kann nur dann blockfrei sozialistisch bleiben, wenn es ein hohes intellektuelles Niveau hat. Er brachte seinen Vorschlag ans ZK, dieses gab ihn weiter an die Volksversammlung, dort wurde er diskutiert. Der Präsident schlug vor, das elfte Jahr solle in einer unsrer Provinzen ausprobiert werden. Das geschah. Das Ergebnis wurde dem Präsidenten mitgeteilt. Da es positiv war und von der Volksversammlung gutgeheißen worden war, erließ der Präsident das Gesetz. Verstehen Sie: jede Maßnahme, die er trifft, ist nur der Ausdruck des Volkswillens. Er lebt mit dem Volk, nicht irgendwo daneben oder darüber. Die Verbindung zwischen Regierung, Partei, Präsident und Volksversammlung ist eng.

Aber wenn Kim Il Sung entgegen der Volksversammlung etwas will, dann gilt eben sein Wort. Niemand kann ihm widersprechen. Es gibt eben keine echte Oppositionspartei. Also ist Nordkorea eine Diktatur.

Warum hören Sie nicht genau zu? Warum beharren Sie auf Ihrem Vorurteil?

Eine Frage: es gibt doch sicher Spannungen zwischen Partei und Regierung. Es muß doch Gegensätze geben. Soviel ich weiß, war einmal, in den Sechzigerjahren, der Sturz des Präsidenten ganz nahe. Worum ging es da und warum blieb er dennoch an der Regierung?

Damals entwickelten sich unter den Kommunisten zwei Gruppen, eine sowjetisch-leninistisch orientierte und eine chinesisch-maoistische. Beide wollten sich durchsetzen. Obgleich sie untereinander feindlich waren, waren sie in einem Punkt einig: sie wollten den Sozialismus in der Form, die Kim Il Sung ihm gab, verändern. Sie wollten nicht Blockfreiheit, sondern Bindung an eine der beiden Großmächte. Der

erste Schritt dazu war aber der Sturz Kim Il Sung's. Sie benützten eine seiner Reisen in den Westen dazu, den Putsch zu machen. Aber Kim Il Sung kehrte zurück.

Und sperrte die Oppositionellen ein.

Herr Kim lächelt.

Ihre Vorstellungen!

Wie war es?

Er wandte seine bewährte Methode an: er ließ die Oppositionellen kommen und fragte sie, was ihnen denn nicht passe. Es gab Diskussionen, in deren Verlauf der Anführer der Maoisten sich entschied, nach China zu emigrieren, der Anführer der andern aber seinen Irrtum einsah. Er hat heute einen wichtigen Posten inne. Der Präsident lehnt Gewalt ab. Er will überzeugen, nicht siegen. Und Lager für Oppositionelle haben wir nicht. Bei uns gibt es keine Gefängnisse für politisch Andersdenkende, es gibt keine Folter, keine erzwungenen Geständnisse. Es gibt das Gespräch. In einer Rede vor den Justizbeamten sagte Kim Il Sung 1958: »Das Recht muß der Politik untergeordnet sein.« Dieser Satz rechtfertigt theoretisch alle Maßnahmen gegen politische Gegner. Es scheint danach auch politische Gefangene gegeben zu haben, denn am 19. Juli 1978 wurde zum 30. Nationalfeiertag eine General-Amnesty für politische Gefangene erlassen, damit, laut Nachrichtenagentur Nordkoreas, »allen eine Chance gegeben würde, sich wieder einzugliedern in die großen revolutionären Massen unter der Parteiführung.«

Über Zahl und Namen der Gefangenen und Amnestierten ist nichts zu erfahren. Ich habe Kim Il Sung nicht danach gefragt. Noch nicht. Auch amnesty international, ausdrücklich von mir befragt, weiß nichts darüber, so wie amnesty international auch nichts weiß von heute inhaftierten politischen Gefangenen. Man weiß nur von zwei alten Fällen. Genaueres: 1967 wurde im Zusammenhang mit dem inneren Aufstand der Sowjetfreundlichen und der Maoisten gegen Kim Il Sung ein Schriftsteller Ali Lameda aus Venezuela verhaftet und wegen Sabotage zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, aber 1974 entlassen. Der andere Fall steht ebenfalls in Verbindung zu jener Krisensituation 1967. Der Verhaftete war der Franzose Jacques Sedillot. Er wurde entlassen, starb dann in Nordkorea. Es ist nicht anzuneh-

men, daß er an den Folgen etwa der Folter starb. Amnesty international kündigte die Veröffentlichung des Berichts Lamedas für 1979 an, aber ich konnte darüber bis heute nichts erfahren.

Es ist anzunehmen, daß einzig jene schwere Krise 1967 Kim Il Sung veranlassen konnte, politische Gefangene zu machen, und daß die folgende Festigung seiner Position und seiner Ideologie (die er gegen Sowjetmarxismus und Maoismus zu verteidigen hatte) weitere politische Verhaftungen unnötig machte. Doch ist zu bedenken, daß es kein Land der Welt ohne politische Gefangene gibt. Auch die Bundesrepublik hat eine Anzahl politischer Gefangener, die unter schlechten Bedingungen leben. Warum dürfte dann Nordkorea keine haben, hätte es sie tatsächlich?

Es scheint also zu stimmen, was amnesty international sagt: daß es in Ihrem Land keine Massenhinrichtungen gibt, keine Schauprozesse, keine Folter, keine erzwungenen Geständnisse und keine Straflager?

*In alledem ist keine Spur von Ungerechtigkeit zu entdecken. Man sagte aber, es gebe bei ihm einen Geheimdienst. So erzählte Thukidithes in seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges, daß diejenigen der unterworfenen Ureinwohner, die besonders tüchtig waren im Krieg, sich als Freie bekränzen durften, wenig später aber verschwanden, mehr als zweitausend, ohne daß jemand hätte sagen können, auf welche Weise sie umgekommen waren. Ich für meine Person traue dem Lykurg eine solche Abscheulichkeit wie den Geheimdienst nicht zu, wenn ich von der sonst von ihm bewiesenen Milde und Gerechtigkeit auf seinen Charakter schließe....*

PLUTARCH

Es stimmt. In den Regierungsstil Kim Il Sung's paßt es nicht, Menschen zu diskriminieren, wenn sie eine andre politische Meinung haben. Wir haben keine politischen Gefangenen.

Ja, weil die Gegner Kim Il Sung's schon 1945 und 1950 nach Südkorea flohen, wo sie statt der gefürchteten linken Diktatur im Norden jene der faschistischen fanden. Ich bin überzeugt, daß viele von ihnen heute gern wieder hierher

zurückkehren würden statt dort in den Gefängnissen zu sitzen oder erschossen zu werden. Soviel ich weiß, ist in Südkorea trotz aller Gegenpropaganda die Angst vor Nordkorea im Abnehmen. Das erleichtert die Vorbereitungen zur Wiedervereinigung.

Darüber ein andermal.

Aber, Herr Kim, ich möchte doch noch etwas zur Figur des Präsidenten sagen.

Ich weiß, Sie halten Nordkorea immer noch für eine finstere Diktatur.

Für eine finstere sicher nicht, aber für eine weiße. Ich sehe den Präsidenten eher als einen Patriarchen, einen Vater, der alles sieht und alles hört und alles überwacht und allgegenwärtig ist und den gesamten Lebensstil bestimmt.

Und was ist daran schlecht? Sehen Sie sich unser Land an: es lebt in Frieden und hat ein hohes Maß an Glück.

Ja, schon. Ich bedenke das. Ich bedenke auch, daß wir in westlichen Demokratien auch nicht frei sind, es gibt dort die von den Regierungen geschaffenen sogenannten Sachzwänge. Ich bedenke auch, daß in den westlichen Parlamenten sehr viel Zeit, Kraft und Volksvermögen vergeudet wird in Parteikämpfen, bei denen sich die Gegner wüst beschimpfen und verleumden und bei denen nichts herauskommt, was dem Volk wirklich zum Glück verhilft. Aber Sie müssen verstehen, Herr Kim: ich habe unter einer Diktatur gelebt und bin höchst empfindlich für offene oder schleichende Einschränkungen der individuellen Freiheit.

Ich habe, sagt Herr Kim, Jahrzehnte unter der japanischen Kolonialherrschaft gelebt, also in der echten Sklaverei, auch ich bin höchst empfindlich für Tyrannei. Aber ich lebe gerne hier, weil ich mich so frei fühle wie nur möglich, und weil die Einschränkungen meiner persönlichen Wünsche mit meinem freien Willen übereinstimmt.

Noch eine Frage: finden Sie den Kult, den man um die Person Kim Il Sung treibt, nicht übertrieben und überholt?

Darüber ein andermal.

### III. Überraschungen

Was für ein freundliches und kultiviertes Volk! Woher wußte man meinen Geburtstag? Aus dem Paß natürlich. Wer macht sich da die Mühe, ein Datum aus einem Reisepaß zu notieren und zum Anlaß eines kleinen Festes zu machen? Nirgendwo habe ich derlei erlebt. Ich komme ahnungslos zum Mittagessen: da ist eine schön gedeckte Tafel, in der Mitte ein riesiger dreistöckiger Geburtstagskuchen, auf dem mit rosa und grünem Zuckerguß mein Name steht, beinahe richtig sogar, dieser Name, der so unselig schwierig ist für Koreaner, die für R und L nur einen einzigen Buchstaben haben und darum nie wissen, heiße ich Ruise Linsel oder Luise Rinsel... Es sind Gäste gekommen: der älteste Schriftsteller Nordkoreas, der wie ein chinesischer Buddha aussieht und eine chinesisch feierliche Rede hält, und ein anderer Herr, ein höherer Funktionär, der wie ein Aristokrat aussieht und sich so bewegt, und dazu meine Begleiter. Ein Festmahl: ein paar Dutzend kleiner erlesener Speisen, und Ginsengschnaps, der wie gesüßter Rettichsaft schmeckt und sehr rasch betrunken macht, und ein guter Rotwein aus dem Land, und Obst natürlich, einheimisches, ungespritztes, von nie chemisch gedüngten Bäumen, mir ist, als erführe ich hier zum erstenmal wie ein Apfel eigentlich schmeckt: wie in meiner Kindheit, und jedes Salatblatt und jeder Streifen gelber Rüben wird zum Leckerbissen, weil man ihm seinen reinen Eigengeschmack läßt, den Geschmack der gesunden, unvergifteten Erde Nordkoreas.

Das Fest ging weiter: am Nachmittag fuhren wir zu einer Mittelschule, da sangen und tanzten und musizierten die Kinder eigens für mich. Sehr anmutig sind diese Kinder, sogar die Buben sind gelöst und graziös. Nur: man hätte das Klavier weglassen sollen. Es war verstimmt. Aber das war nicht einmal so arg störend, denn in dieser Verstimtheit verlor es ein wenig seinen westlichen, wohltemperierten Klangcharakter, und seine Töne wurden unbestimmt, wie es sich für ostasiatische Musik gehört. Aber nicht genug unbe-

stimmt: es ist und bleibt ein typisch westliches Instrument und paßt nicht hierher, und auch das Mode gewordene Akkordeon, die Matrosen-Ziehharmonika, paßt nicht hierher, aber, sagt man, Kim Il Sung liebe es, und also wird es gebraucht. Bitte, sage ich in wortlosem Gespräch mit dem fernen Kim Il Sung, bitte, Herr Präsident, lassen Sie nicht auf Schleichwegen das in Ihr Land eindringen, was Sie sonst so bewußt ablehnen: das Westliche, das »Amerikanische«! Bleiben Sie in Ihrer schönen Tradition!

Nach der Vorführung stürmen die Kinder auf mich los, jedes will mich berühren, umarmen, ansprechen, ich kenne das von Südkorea her. Hier wie dort haben die Kinder keine Spur von Berührungsscheu. Sie explodieren vor Vitalität und Zärtlichkeit, nicht nur die Kleinen, auch die Größeren. Nur die Erwachsenen sind reserviert und halten Distanz. Das gehört sich so. Aber vielleicht wären sie gern wie die Kinder.

Die Koreaner sind schwer zu verstehen, wenn man sie analysieren will. Sie entziehen sich dem gedanklichen Zugriff, sie lassen sich nicht fangen wie Bachforellen, sie sind Tiefseefische. Aber wenn man sich ihnen einfach überläßt in aller Herzlichkeit, sind sie lieb und warm und ganz ohne Falsch und Arg.

Der Abend brachte eine neue Überraschung: wir waren im Zirkus. Es war eine Mischung aus bewundernswerter Akrobatik und Tanz und Reiterkunststücken und Clownerien, und das Ganze hatte eine zusammenhängende Handlung wie ein Musical, sagte man mir, ich verstand nicht recht, worum es ging, aber das machte nichts. Was mir Eindruck machte, war: daß die politischen Sketches lustig sind, nicht böse, und daß die Clownerien nie gewalttätig und hinterhältig sind, obgleich sie, wie man mir flüsternd erklärt, den südkoreanischen Geheimdienst aufs Korn nehmen und die südkoreanischen Zollbeamten. Wie könnte man auch Böses sagen über die südkoreanischen Brüder, da man nichts sehnlicher wünscht als die Wiedervereinigung mit ihnen. Wie dürfte man den Süden erschrecken, verhöhnen, erbittern!?

Ich bin mir klar darüber, daß ich heute die Butterseite Nordkoreas sah. Ich frage mich, ob der Tag ebenso verlaufen wäre, wenn ich ihn in Südkorea verbracht hätte. Auch dort hat man mir Festessen gegeben, im Penclub, in Univer-

sitätskreisen, in Privathäusern, aber nirgendwo war die Stimmung heiter, überall war die Angst vor dem KCIA gegenwärtig, überall war feindseliges Mißtrauen untereinander fühlbar. Daß es hier anders war, das ist eine wichtige Information für mich.

Sehr wichtig war auch die Beobachtung auf der Heimfahrt längs des Flusses: in den Flußauen, in der halben Dunkelheit, ging ruhig und ganz allein eine junge Frau mit einer Tasche am Arm. Weit und breit kein Mensch, keine Polizei, kein Haus. Die Frau fühlte sich sicher. Hier gibt es keine Überfälle und keine Vergewaltigungen, sagt Herr Chang, der fünfzehn Jahre in der DDR gelebt hat; hier gibt es überhaupt keine Gewalttaten, sagt er.

Stehen so hohe Gefängnisstrafen darauf, daß niemand wagt, gegen ein Gesetz zu verstoßen?

Aber nein, sagt Herr Chang, wir haben keine Gefängnisse, was denken Sie!

Herr Chang, sage ich, das kann ich nicht glauben.

Er lacht. Sie werden das schon noch glauben lernen in den nächsten Wochen. Wir erziehen uns selbst, auch ohne Strafen.

Ich schweige höflich skeptisch.

Sie Westlerin, sagt Herr Chang freundlich, und läßt das Gespräch für diesmal fallen.

Erster Mai. Ich erwarte gewaltige Aufmärsche und laute Reden, das ganze übliche Imponiergehabe von Staaten, die, ob rechts ob links regiert, den Tag der Arbeit zum Anlaß für ihre politische Propaganda nehmen.

Gehen wir nicht auf den Platz der Revolution?

Was wollen Sie dort sehen, fragt Herr Chang.

Nun, das Volk, die Arbeiter, den Präsidenten!

Der Präsident ist nicht in der Stadt, der ist irgendwo auf dem Land bei den Bauern, er berät sich mit ihnen.

Worüber?

Über landwirtschaftliche Fragen natürlich.

Und er hält heute keine Rede?

Nein. Wozu Reden? Er hat schon viele Reden gehalten. Er handelt. Er ist ein Praktiker. Er versteht sogar wirklich etwas von Landwirtschaft. Wir fahren heute zum Kirschblütenfest, das ist unsre Erste-Mai-Feier.

Ein Frühlingstag, wie er schöner gar nicht sein könnte. Wir fahren den Fluß entlang und den Hügel hinauf, er ist überflutet vom Blütenweiß. Kirschblüte auf ihrem Höhepunkt. Unter den Bäumen die Menschen: die Männer in ihren schwarzblauen Festanzügen, europäischen Zuschnitts, die Frauen aber in ihrer Tracht: die weiten Röcke aus schimmernder Kunstseide, sehr farbig, und die Alten in Silbergrau. Tausende wandern hügelab und hügelab und lagern sich unter den Bäumen. Kein Verbot, den Rasen zu betreten. Alles gehört allen. Alle schonen alles. Was für eine flutende Bewegung. Ich kann nichts dafür, daß mir der Osterspaziergang aus dem »Faust« einfällt. Es ist nicht der Goethesche Main, der »in Breit und Länge so manchen lustigen Nachen bewegt«, es ist der Taedong, und die Spaziergänger sind keine biedereren Frankfurter Bürger, sondern Nordkoreaner, die eine große Revolution siegreich geschlagen haben. Aber auch hier »darf man Mensch sein«.

Wir müssen aber programmgemäß ein weiteres Stück flußaufwärts fahren, denn dort begibt sich das eigentliche Fest mit Volkstänzen und Wettspielen, das muß man sehen, sagt Herr Chang. Man mußte nicht: es war langweilig und die Sonne brannte herunter und es gab viele Ausländer, meist Russen, die Sowjetbotschaft ist gewaltig besetzt, und die Russen fühlen sich recht zu Hause hier. Herr Chang sagt: Sie sind für uns das, was für euch die Amis waren nach dem Krieg.

Wirklich: sie benehmen sich sehr zu Unrecht als Sieger und Herren, sie sind inmitten der leisen und feingliedrigen Koreaner recht grobschlächtig und laut, sie haben etwas Ungehobeltes, Pubertäres.

Warum sollen wir sie lieben? sagt Herr Chang auf meine Bemerkung hin, man liebe die Russen hier wohl nicht.

Aber Ihr seid doch Brüder im Herrn Marx, sage ich, seid Ihr nicht alle Kommunisten?

Nein, sagt Herr Chang mit einiger Schärfe.

Aber Ihr kommt beide aus dem Marxismus-Leninismus!

Wir aber glauben an Marx nicht wie an Gott, sagt Herr Chang, der, wie ich weiß, einmal getauft war und bisweilen Wörter aus der Sprache seiner Kindheit benützt. »Glauben Sie denn an Gott?« frage ich ihn.

**Ich?** An Gott? Hören Sie: Gott hat uns nicht von den Japanern befreit und er hat uns kein Brot gegeben, das tat unser Präsident! Vergessen Sie das nie! Wir glauben an unsern Präsidenten. Das genügt.

**Das Wort** hat mich getroffen. Es gibt darauf nichts zu erwidern. Mir schmeckt der Satz bitter.

Nach einiger Zeit des Dasitzens in der Sonnenhitze wage ich einen höflichen Protest: mir gefällt es hier nicht, es gibt mir keine Informationen. Ich sage das Herrn Chang. Er schüttelt den Kopf über mich: Müssen Sie denn immer an Arbeit denken?

**Ich muß.** Ich habe nur drei Wochen Zeit, um das Land kennenzulernen. Herr Chang sieht das ein. Ohne den Präsidenten zu fragen (wie ich scherzend sage, aber so ganz unernst ist das doch nicht), holt er die übrigen Begleiter zusammen (unter ihnen auch unsre Bedienerinnen aus dem Gästehaus) und wir wechseln den Ort. Wir fahren zum Vergnügungspark und finden dort auf einem Hügel einen zauberhaften Platz unter blühenden Bäumen. Unsre Mädchen decken einen der Steintische mit Mitgebrachtem: mit dem süßen Honig-Erdnuß-Konfekt, mit trockenen Reiskuchen und Limonade und Zigaretten, man raucht hier viel, zu viel, meine ich, man raucht die einheimischen Zigaretten, die rein und gut sind, aber stark.

Während ich so dasitze, gleite ich aus der vorhandenen Wirklichkeit sanft in ein altkoreanisches Bild und werde darin eine Figur wie alle andern: da sind die Mädchen auf den hohen Schaukeln, ihre schwarzen Zöpfe und ihre weiten bunten Röcke wehen im Wind, da sitzen in Grüppchen Familien, Großmutter, Großvater, Eltern und Kleinkinder, alle in einheimischer Tracht, da kommen fünf alte Frauen den Hügel herauf, weißhaarig und in Silbergrau, Hand in Hand wie Kinder, lachend und glücklich, da sitzen junge Leute vor Staffeleien und malen brav und säuberlich die Natur ab, und alles ist so bunt und so friedlich, als sei es nie anders gewesen, und als hätten die Alten nicht im Partisanenkampf gestanden, und als sei hier auf diesem Hügel nie ein blutiger Kampf gewesen. Friede, heitere Zufriedenheit. Ist das Bild echt? Ist hier die Wirklichkeit so?

Mir fällt auf, daß bei den Familien nur die kleinen Kinder sind. Die größeren sind in ihren eigenen Gruppen, sie

Die Gleichberechtigung und die Geburtenkontrolle und das Recht auf die kostenlose Vornahme der Abtreibung, wenn nötig. Meist hat eine Familie drei Kinder, das hat sich als praktisch vorteilhaft erwiesen. Mehr Kinder halten die Frau zu lang ans Haus gefesselt. Wer aber mehr Kinder will, wird nicht benachteiligt. Die Frauen mit mehr Kindern haben kürzere Arbeitszeit bei gleicher Bezahlung. Jede Frau hat einen jährlichen Urlaub und natürlich Schwangerschaftsurlaub, bezahlt. Den Urlaub kann jede Frau in einem der schönen Erholungsheime verbringen. Kostenlos. Erleichterung hat die Frau auch im Haushalt: Gemeinschaftswäschereien und Gemeinschaftsküchen stehen zur Verfügung. In jeder Dorfgemeinschaft gibt es eine Küche, aus der man sich das Essen holen kann. Das ist praktisch. Man kann aber auch selber kochen, wenn man will. Das ist überhaupt hier so: Die Erleichterungen werden angeboten, aber nicht aufgedrängt oder befohlen. Natürlich nehmen die meisten Frauen alle diese Vorteile wahr. Sie können am Morgen ruhig zur Arbeit gehen, die Kleinen sind im Hort oder im Kindergarten gut aufgehoben, die andern in der Schule und in der Tagesstätte. Der späte Nachmittag findet die Familie vereint.

Meine Frage: MÜSSEN die Frauen arbeiten, weil das befohlen ist, oder weil der Verdienst des Mannes nicht ausreicht?

Aber nein! Wir WOLLEN einen Beruf haben, denn die Arbeit außer Hauses ist die einzige Möglichkeit der Frau, sich selbst zu verwirklichen. Fast keiner Frau genügt es mehr, nur den Haushalt zu machen. Wir Frauen müssen auch Solidarität untereinander lernen. Meine Gesprächspartnerin hat drei Kinder und arbeitet als Vizeministerin. Die Frau des Präsidenten hat auch drei Kinder und ist berufstätig im Sozialministerium. Die junge Frau, die mir unnötigerweise als Englisch-Dolmetscherin und für meine eventuellen »weiblichen Bedürfnisse« beigegeben ist, hat ein kleines Kind. Mir scheint, sie bliebe lieber daheim und wäre lieber nicht Funktionärin. Sie scheint überhaupt, so jung sie ist, eher traditionell. Mit Eifer bedient sie bei Tisch (wo wir eine Bedienung haben) den jungen hübschen Dolmetscher, sie spricht auch ganz leise, wie es früher Sitte war, sie schlägt die Augen nieder und schweigt respektvoll.

Während des ganzen Gesprächs fühlt sich mein junger

Dolmetscher sichtlich unbehaglich. Er mag die emanzipierte Frau nicht, er hat Angst vor ihr, er möchte auch für sich selber lieber eine traditionelle Frau. Ich glaube, daß die Vizeministerin sehr weit voraus ist in der Entwicklung und daß die Masse der Frauen noch lange braucht, bis sie den Konfuzianismus und die durch ihn vorgeschriebene Rolle überwunden hat.

Meine Frage: wie kommt es, daß die nordkoreanische Frau nirgendwo eine Spitzenposition innehat, genau wie in andern sozialistischen Ländern?

Vom Rollenverhalten abgesehen, gibt es dafür hier in Nordkorea einen konkreten Grund: Während der japanischen Besetzung waren die Frauen meist ohne höhere Schulbildung, viele waren Analphabeten. Nach 1945 wurden sie gebraucht, aber nicht in der Wissenschaft und nicht in der Regierung, sondern als Partei-Kader. Sie bekamen eine rasche Spezialausbildung in politischer Ideologie und praktischer politischer Basisarbeit. Die höhere und umfassendere Ausbildung wurde auf später verschoben. Die Frauen haben viel aufzuholen. Die Ausbildung der Frau gehört zum Arbeitsprogramm Kim Il Sung. Er sagt: »Alle Nordkoreaner müssen eine intellektuelle Ausbildung haben.« Heute gibt es eine Million Intellektueller, darunter zweihundertfünfzigtausend Frauen. Das ist zu wenig. Wir werden uns sehr bemühen, Versäumtes nachzuholen, und wir können dabei auf Kim Il Sung zählen, sagt meine Gesprächspartnerin.

müssen sich nicht bei den Alten langweilen, sie streunen auch nicht herum, sie sind wohlgeborgen, Jugend bei Jugend, geführt von ein wenig Älteren. Alle Kinder und jungen Leute sind organisiert. Gibt es da kein Ausbrechen ins Individuelle? Geht da keiner auf eigene Faust spazieren oder bleibt zu Hause?

Das gibt es hier nicht. Alle tun alles gemeinsam.

Der Anblick der fünf lustigen Alten bringt mich zu der Frage, ob es hier Altersheime gebe. Es gibt einige, für solche, die keine Familie mehr haben oder lieber ohne ihre Familie leben. Der normale Zustand ist das aber nicht. Fast immer leben die Alten in Selbstverständlichkeit in der Großfamilie. Die Alten sind nicht lästig, sie sind geehrt. Gute alte konfuzianische Tradition, sage ich. Herr Kim mag das Wort nicht, er sagt, der Konfuzianismus sei überholt, er gehöre der vorrevolutionären Zeit an, er sei vom Prinzip her anti-revolutionär, er sei feudalistisch, undemokratisch, unsozialistisch, kurzum unbrauchbare Vergangenheit. Ja, schon, denke ich, aber ist die Verehrung der Vaterfigur Kim Il Sung denkbar ohne die uralte Neigung zur Verehrung eines Vater-Führers? Ist die Disziplin in diesem Land nicht die Frucht des verpönten Konfuzianismus mit seiner Vernünftigkeit und seiner Ehrfurcht vor dem Älteren?

Am Abend gehen Herr Chang und ich auf den Platz der Revolution. Kein Aufmarsch, keine Militärmarschmusik, keine Propagandareden, kein zündender Aufruf des Staatspräsidenten, nur ein Volksfest, ein ziemlich stilles, obgleich Tausende hier sich versammeln um zu tanzen, einfach beisammen zu sein, sich gemeinsam zu freuen. Früher war das anders, da kam der Präsident und redete auf der Tribüne, und das Volk weinte vor Begeisterung, wie mir europäische Freunde berichteten, die das miterlebt hatten. Ein Stilwandel?

Der Präsident ist bei den Bauern irgendwo im Land, aber nicht um politische Reden zu halten, sondern um über das Reispflanzen zu reden. Das ist im Augenblick wichtiger, als politische Festreden zu halten. Davon, ob der Reis rechtzeitig und richtig gepflanzt wird, hängt die Ernte ab, und von der Ernte hängt die Wohlfahrt des Volkes ab, und von der

Wohlfahrt des Volkes hängt seine Lebensfreude und Arbeitswilligkeit und Gefolgschaftstreue ab.

»Reis, das ist Sozialismus«, hat Kim Il Sung einmal gesagt. Lenin hat das so gesagt: »Sozialismus, das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes.«

Beobachtung beim Maitanz: alte Volkstänze, Reigentänze, kein Paartanz. Alle tanzen mit allen, kein Paar bleibt für sich, es wird getrennt, mit andern vermischt und kehrt doch wieder zur Ausgangssituation zurück. Unaufhörliche Bewegung in langsamem Rhythmus. Keine aufpeitschende, sondern sanfte heitere Musik, keine Enthemmung, sondern Formung nach alten Mustern. Tradition, die Symbolwert hat. Auch die Revolution steht in der Tradition. Ich denke an westliche Diskotheken: da tanzt einer für sich allein, da sucht er sich auszuleben, weil er es sonst nirgends darf, da sucht er aber auch verzweifelt die hinreißende, Ich-auflösende allgemeine Bewegung aller, und findet doch nur eine zufällige Summierung einzelner gleich ihm, aber keine Gemeinschaft. Die Summe zerfällt am Ende der Tanznacht. Hier aber ist kein einzelner, hier ist gewachsene Gemeinschaft, die nach dem Tanz weiterdauert und keinen in die Vereinzelung zurückstößt.

Frage: Suchen die Nordkoreaner keine individuelle Identität? Sind sie vollkommen zufrieden mit ihrer gesellschaftlich-nationalen Identität? Gibt es keine Selbstentfremdung mit dem Ziel der Selbstfindung? Die Menschen hier haben etwas so Kindliches, Unerwecktes, blind Vertrauensvolles, sind so bereit, dem Vater zu gehorchen und sich in die große Volksfamilie einzufügen. Auch das wird sich ändern. Die Wiedervereinigung wird auch dieses Problem aufwerfen. Identitätskrisen bleiben keinem Menschen und keinem Volk erspart.

#### IV. Geschichtsunterricht

Thema: der Koreakrieg. Herr Kim brennt darauf, mit mir darüber zu sprechen. Natürlich weiß er, daß ich einseitig informiert bin und wie alle Leute aus westlichen Ländern annehme, daß es Nordkorea war, das 1950 den Krieg begann. Er weiß nicht, daß ich mich seit Jahren frage, ob sich denn Nordkorea damals einen Krieg leisten konnte und wollte: es war im Zweiten Weltkrieg, den es bestimmt nicht wollte, zerstört und ausgeplündert worden durch Japan und die USA, für die es Kampfplatz war. Die Siegermächte USA und die Sowjetunion hatten 1945 Korea geteilt, so wie sie zu gleicher Zeit und in gleicher Absicht das besiegte Deutschland teilten. Die koreanische Teilungslinie verläuft von Ost nach West am 38. Breitengrad. Die Teilung ist so unselig wie die Teilung Deutschlands. Hier wie dort wurde ein Volk getrennt und zur Feindschaft gezwungen. Zwei Ideologien bemächtigten sich je eines Volks. Eine Wiedervereinigung lag und liegt nicht im Sinne der Großmächte.

Es ist denkbar, daß es einem der getrennten Teile einfallen könnte, von sich aus den andern Teil wiederzugewinnen durch einen Krieg, einen Blitzüberfall, wie man ihn Nordkorea zuschreibt. Jedoch: Für Nordkorea, das eben den mühsamen Aufbau begonnen hatte, mußte ein Krieg das Risiko des Selbstmords bedeuten. Südkorea war von den USA besetzt, das war ein übermächtiger Gegner. Nordkorea hatte allerdings auch Helfer im Notfall: noch war es mit der Sowjetunion alliiert und bekam von dort Waffen, und China stellte Freiwilligen-Truppen. Das zeigte sich bei Kriegsbeginn. Aber sagt das etwas aus darüber, ob es diesen Krieg wollen konnte? Man muß hören, wie denn dieser Krieg begann, und der Beginn eines Krieges liegt weiter zurück als die Kriegserklärung und der erste konkrete Kampf.

Die Kriegsursache, das ist klar, war die unselige Teilung Koreas. Aber der Anlaß, der Funke, der ins Pulverfaß fiel, was war das denn?

Alle Welt glaubt, daß Kim Il Sung eines Tages oder Nachts in Südkorea einfiel, in einem Blitzkrieg die Hauptstadt Seoul einnahm und bis zur südlichsten Hafenstadt Pusan vordrang.

Die Frage ist, ob diesem Einfall nicht etwas vorausging, was ihn provozierte.

Ich gebe hier die nordkoreanische Version wieder, dabei bedenkend, daß es keine objektive Geschichtsschreibung gibt.

Nach der Teilung Koreas hat Kim Il Sung immer wieder versucht, mit Südkorea friedlich über eine Wiedervereinigung zu verhandeln. Ganz gewiß wünschte auch Südkorea die Aufhebung des unseligen Zustands, aber Südkorea stand unter amerikanischem Einfluß: es war antikommunistisch indoktriniert. Es betrachtete Nordkorea als ideologischen und politischen Feind. Die amerikanische Propaganda arbeitete erfolgreich: Südkorea fürchtete den Überfall durch Nordkorea, und es fürchtete den Kommunismus, den Nordkorea ins Land brächte. Die USA hatte das größte Interesse daran, Südkorea in der Angst vor Nordkorea und dem Kommunismus zu halten, denn eine Wiedervereinigung Koreas bedeutete für die USA den sicheren Verlust des letzten militärischen Stützpunkts im Fernen Osten. Den Stützpunkt konnte es nicht aufgeben. Den konnte es nur behalten, wenn Südkorea ganz in den Händen der USA blieb, und es blieb, wenn es die USA als die Beschützer vor dem Kommunismus Nordkoreas betrachtete und mit ihnen kollaborierte. Dazu gehörte die Mitarbeit des südkoreanischen Militärs: es mußte bereit sein, einen Überfall Nordkoreas abzuwehren. So sagte man. Tatsächlich aber wollten die USA einen Krieg mit Nordkorea, um es besetzen zu können bis zur sowjetischen und zur chinesischen Grenze im Norden. Aber die USA konnten den Krieg nicht beginnen, wenn es keinen Anlaß dazu gab. Nordkorea war friedlich, es baute auf. Wie konnte man Nordkorea dazu zwingen, einen Krieg anzufangen, der dann den USA den in aller Welt als berechtigt erscheinenden Anlaß zur kriegerischen Reaktion gäbe?

Indem man es provozierte. Das tat man. Etwa ein Jahr lang gab es jene kleinen »Zwischenfälle« an der Demarkationslinie, am 38. Breitengrad, von denen die Weltpresse schrieb,

sie seien von den Nordkoreanern gemacht. Nordkoreanische Soldaten haben südkoreanische oder vielmehr USA-Soldaten angepöbelt, bedroht, erschossen. Die Welt wurde langsam infiltriert von dieser Propaganda, und die allgemeine Stimmung war gegen Nordkorea. Tatsächlich waren es südkoreanische beziehungsweise UNO-Soldaten, die im Auftrag der USA provozierten. Kim Il Sung verbot seinen Soldaten streng, auf diese Provokationen zu reagieren. Er wollte keinen Krieg, er wollte aufbauen, nicht zerstören. Schließlich, im Juni 1950, überschritten UNO- oder USA-Truppenteile den 38. Breitengrad und drangen einige Kilometer weit in nordkoreanisches Territorium ein. Das hatte nun den von den USA gewünschten Erfolg: Kim Il Sung reagierte endlich. Er schlug los, und tat das so vehement, daß die feindlichen Truppen durch ganz Südkorea gejagt wurden. Man hatte im Süden mit einem Gegenangriff gerechnet, man hatte ihn ja gewollt, aber man hatte nicht gedacht, daß der Norden derart stark sei. Schon war Südkorea fast ganz in Händen Kim Il Sungs, da holten die USA neue Unterstützung und schlugen die Nordkoreaner bis zur Demarkationsgrenze zurück. Warum gingen sie nicht weiter? Warum entschloß sich der verantwortliche General der USA, McArthur, zu Friedensverhandlungen? Fürchtete er, ein weiterer Vormarsch in den Norden provoziere die Sowjetunion oder China oder beide Weltmächte, und es käme zu einer Eskalation des Krieges? Fürchtete er, Korea würde zu einem zweiten Vietnam, das sich die USA nun wirklich nicht leisten konnten, weder außen- noch innenpolitisch? Vermutlich war es diese Sorge, die ihn den Friedensschluß mit Nordkorea vorziehen ließ.

Meine Frage an Herrn Kim: Gab es für die USA einen unmittelbaren Anlaß, den Einfall in Nordkorea zu machen?

Es gab ihn. Zwei Anlässe gab es. Der eine: in Südkorea waren Studenten-Unruhen, das Volk war unzufrieden mit seiner Regierung, mit dem faschistisch sich gebärdenden Präsidenten Park Chang Hee, der in Wirklichkeit nichts war als eine Marionette in der Hand der USA. Man mußte fürchten, die Studenten sympathisierten mit dem Kommunismus Nordkoreas, zumal es den Arbeitern Südkoreas miserabel ging. Der zweite Anlaß, ganz konkret: Kim Il

Sung hatte schon mehrmals Südkorea Vorschläge unterbreitet, wie man zu einer friedlichen Wiedervereinigung käme. Die Verhandlungsangebote waren bis dahin an die Regierung gegangen, also von der USA-Besatzung kontrolliert. Nun aber wollte Kim Il Sung eine direkte Verbindung zu verhandlungsbereiten einzelnen Politikern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Er schickte ein Schreiben an sie durch Geheimbotsen. Sie wurden an der Grenze abgefangen und eingesperrt. Die USA und die Regierung Park Chang Hee sahen in diesem Schreiben den strikten Beweis nordkoreanischer Revolutionspläne und Vorbereitungen.

Meine weitere Frage: Wie war es möglich, daß Kim Il Sung mit seinen Truppen einen solchen Blitzkrieg machen und beinahe gewinnen konnte, wenn Südkorea-USA diesen Krieg provozierte und erwartete? War es nicht gerüstet dafür? Wenn nicht, wie konnte es den Krieg dann provozieren? Rechnete es nicht mit einer so raschen und starken Reaktion? Hielt man Nordkorea für militärisch schwach? Vermutlich hat man Nordkorea unterschätzt. Glaubten die USA vielleicht gar nicht im Ernst an einen solchen Blitzkrieg?

Es gibt ein Dokument, das Aufschluß gibt, es stammt von einem hohen Offizier der in Südkorea stationierten USA-Truppen, ein Tagebuch mit detaillierten Plänen für einen Krieg gegen Nordkorea. Es fiel den Nordkoreanern bei der Blitz-Eroberung von Seoul in die Hand und kann eingesehen werden. Auch ich könne es sehen, wenn ich mir Zeit dazu nähme. Seine Echtheit ist nie bezweifelt worden.

Warum aber ist es nie veröffentlicht worden, damit die Kriegsschuldfrage eindeutig und für immer geklärt werde?

Weil es sich um ein privates Tagebuch handelt, dessen Inhalt nicht als offizielles Dokument anerkannt wird, von den USA, obgleich es Hinweise auf bereits ausgeführte Anordnungen im Hinblick auf einen Angriffskrieg enthält, so über die Evakuierung amerikanischer Familien aus dem nördlichen Teil Südkoreas, zum Beispiel.

Aber, sage ich, diese Maßnahme kann auch das Gegenteil beweisen: daß man den Angriff aus dem Norden erwartete.

Man mußte aber doch wissen, daß Nordkorea keinen Krieg wollte und wollen konnte.

Aber es war gerüstet.

Zur Verteidigung.

Die Tatsache, daß Nordkorea der Überfall gelang, kann aber als Beweis dafür gelten, daß Südkorea–USA ihrerseits keinen Krieg wollten, sonst wären sie besser gerüstet gewesen.

Sie glaubten, genug gerüstet zu sein, und im Notfall wäre Nachschub sofort zur Stelle, wie es denn dann auch wirklich war.

Nun: wer immer den Krieg faktisch konkret begann, beide Länder hatten ihren guten Grund, meine ich. Nordkorea wollte die Wiedervereinigung erzwingen, die USA wollten sie verhüten. Nordkorea hätte gern ein geeintes sozialistisches Korea gehabt, Südkorea fürchtete diesen Sozialismus und Kim Il Sung, und kollaborierte willentlich mit den USA. Man könnte nun sagen, es sei müßig, weiterhin die Kriegsschuldfrage zu erörtern. Aber so ist es nicht, denn die USA benützen die angebliche oder wirkliche Schuld Nordkoreas zu weiterer Kriegshetze: So wie 1950 kann Nordkorea wieder handeln, man ist nie sicher, man kann nie genug gerüstet sein, man muß weiter und weiter Propaganda machen gegen die nordkoreanischen Kommunisten, man muß weiter und weiter US-Truppen in Südkorea halten, man muß den USA gestatten, daß sie ihre Raketenbasen dort stationieren und ihre Kriegsschiffe, Südkorea muß dankbar sein für diesen Schutz und muß brav antikommunistisch sein, es darf nicht einmal eine sozialistische Demokratie wollen, weil damit der wirtschaftliche und militärische Einfluß der USA hinfällig würde, was für die USA ein enormer Schaden wäre. Also muß man weiter Kriegshetze betreiben. Man muß weiterhin behaupten, Kim Il Sung habe die ständige Absicht, in Südkorea einzufallen, und seine Vorschläge zur friedlichen Wiedervereinigung seien Irreführungen und meinten außerdem nichts anderes als die, wenn nicht sofortige, so doch schleichende Indoktrinierung Südkoreas mit dem Kommunismus. Man erzählte mir vor sechs Jahren in Südkorea bei meinem Besuch an der Nordgrenze das Märchen vom Tunnel, den die Nordkoreaner durchs Gebirge gegraben haben, um hier ihre Spione und im Kriegsfall ihre Truppen durchschleusen zu können. Ein

✓  
licherliches Märchen, das schon nicht mehr geglaubt wird. Eine sonderbare Strategie wäre das, Militär durch einen Tunnel ins andre Land zu führen, wo natürlich sofort die Feinde anträten, um einen Nordkoreaner nach dem anderen abzuschießen. Der im Partisanenkampf, in der Guerilla erfahrene Kim Il Sung würde gewiß eine solch simple Strategie nicht wählen, wenn er ernstlich an Krieg dächte. Er denkt nicht daran. Was immer einmal gewesen sein mag: JETZT will er keinen Krieg, sondern das Gegenteil: die friedliche Wiedervereinigung, und was Südkorea heute in Übereinstimmung oder auf Antrieb der USA betreibt, ist schlechthin Kriegshetze. Das weiß ich auch ohne die Belehrung durch den Historiker Kim.

## V. Die kleinen Könige des Landes

Sie haben ihre königlichen Paläste. Wir haben heute den Kinderpalast von Pyöngyang besucht. Kinderkrippe, Kinderhort, Kindergarten, Kindertagesstätte. Ein weitläufiger Gebäudekomplex.

Der Pionierpalast für die Größeren ist andernorts.

Wir werden im Konferenzzimmer informiert über Entstehung und Zweck des Hauses. Diese Konferenzzimmer gleichen sich alle aufs Haar, sie sind so wie das Konferenzzimmer im Gästehaus. Auch das Konfekt und die Zigaretten sind gleich, und auch die Reden: »Der große Präsident Kim Il Sung hat ...« Es wird mir schon lästig, dies immer wieder zu hören. Aber stimmt es nicht? Wer anders als er hat sich so um die Kinder gekümmert? Wer sonst hat dieses Haus und alle Kinderpaläste im Land einrichten lassen? Wer sonst als er gibt große Summen aus der Staatskasse für die Jugend? Wer als er ... Man kann tatsächlich in diesem Land nichts berichten ohne zu sagen: Das hat der große Präsident gemacht.

Man könnte das Prädikat »groß« weglassen, aber das würde wenig ändern. Selbst wer nur sagt »Kim Il Sung« oder »der Präsident« spricht das mit Respekt und Liebe aus.

W.B. hat mir erzählt, daß bei einer Sitzung in Genf der nordkoreanische Delegierte jedesmal sich leicht vom Sitz erhob, so oft er den Namen des Präsidenten aussprach. Konfuzianische Tradition. Warum eigentlich nicht? In einer Zeit der rüden Respektlosigkeit von Mensch zu Mensch haben Gesten der Höflichkeit Zeichenwert und können formend wirken. Ostasiatische Formen des Umgangs haben nicht nur einen ästhetischen Wert, sondern einen moralischen. Höflichkeit ist aggressionshemmend. Man kann sich nicht in Parlamentsdebatten unflätig beschimpfen, wie es bei uns üblich geworden ist, wenn man sich bei der Nennung des Namens eines Gegners vom Sitz erheben muß. Ich stelle mir vor, wie einer unserer Parlamentarier sagt: »Sie Rentenbetrüger, Sie moralisch Unqualifizierter ...« und sich da-

bei höflich verbeugt. Die koreanische Höflichkeit ist zwar nicht immer das, was Goethe mit Herzenshöflichkeit bezeichnet, die der Liebe verwandt sei, aber sie schafft immer eine Atmosphäre der Freundlichkeit, der Menschlichkeit. »Freundlichkeit« scheint mir überhaupt ein Grundzug des nordkoreanischen Lebens zu sein. Ich beobachte diese Freundlichkeit auch beim Umgang meiner Begleiter, der Funktionäre, mit den Küchenmädchen und unserm Fahrer. Der Grundsatz der Gleichheit in dieser Demokratie wird praktisch gelebt.

Ehe wir die Räume des Kinderpalasts betreten dürfen, müssen wir die Schuhe ausziehen, weiße Mäntel umlegen und die Hände desinfizieren.

Die Kinder haben es hier gut. Besser könnten sie es nicht haben. Sie haben ihre Ärztinnen, ihre Untersuchungen, ihre Pflegerinnen, ihre ausgebildeten Kindergärtnerinnen. Eine Unmenge Personal. Ein beliebter Beruf. Ich sehe aber nur Frauen. Die jungen Männer scheinen nicht geneigt, Kindergärtner zu werden. Emanzipiert sind sie nicht, scheint mir.

In jedem Raum des Hauses geschieht anderes: hier lernen die Achtjährigen europäische Notenschrift und vom Blatt singen, dort improvisieren sie auf kindgemäßen Instrumenten ähnlich jenen des Orff-Schulwerks, hier ist Geographie-Unterricht, der den etwas Größeren spielerisch die Grundkenntnisse von Land und nationaler Geschichte beibringt, und in wohlgesetzter Rede das Gelernte wiederzugeben, ein kleines Mädchen spricht fließend frei wie eine Dozentin, aber mit tänzerischen Gesten, über die Agrarprodukte, ein Junge doziert weiter, alle kommen dran, und alle reden sehr natürlich und mit Anmut. Jedoch: ich glaube nicht, daß sie spontan reden, das alles klingt so auswendig gelernt, so eingedrillt, so im alten Lern-Schul-Stil, und ich frage mich, ob diese Kinder selbständig denken lernen oder ob man ihnen nur Kenntnisse überstülpt. Lernen sie kritisch denken? Werden sie nicht nur bei jeder Gelegenheit politisch indoktriniert von klein auf?

»Kommunismus ist Umgestaltung des Menschen«, sagt Kim Il Sung. Aber ist Umgestaltung gleich Heranbildung zur Selbständigkeit, oder gleich Programmierung zum Kollektiv-Denken? Das ist die Frage.

Im Augenblick sind diese Kinder schlechthin glücklich. Sie

haben alles, was sie wünschen können: ein Hallenschwimmbad, ein Solarium, Turn- und Spielgeräte, Musikinstrumente, Malsachen, freundliche Betreuung, gutes Essen aus unvergifteter heimischer Erde. Niemand schlägt sie, niemand schreit sie an, niemand läßt sie unbeaufsichtigt auf der Straße, ihre Mütter holen sie nachmittags ab, oder, wenn sie weiter entfernt ihren Arbeitsplatz haben, übers Wochenende, die Familie ist immer zuhänden, und Kameradschaft ist überall. Welchen Preis zahlen sie für ihr Glück? Ich meine nicht, wieviel Geld sie dafür bezahlen müssen: alles ist selbstverständlich kostenlos, die ganze Erziehung von der Kinderkrippe bis zur Universitäts- oder Fachhochschulreife ist ganz und gar kostenfrei, das zahlt alles der Staat. Womit finanziert er das, da die Bürger keine Steuern zahlen? Das ist eine andre Frage. Ich meine mit Preis das Opfer des selbständigen kritischen Denkens, die allzu große und willfährige Anpassung, den allzu freundlichen Gehorsam. Gibt es hier nicht eine Art langfristiger, unauffälliger Gehirnwäsche? Aber wo gibt es die nicht. Nur die Inhalte sind verschieden. Wir im Westen werden indoktriniert mit dem Dogma vom Fortschritt, vom hohen Wert des Besitzes, von der Notwendigkeit des Kriegführens und der Rüstung, von der Gefahr des Kommunismus und jeder Form von Sozialismus. Gibt es Erziehung zur Freiheit des Denkens, Redens, Handelns? Was wir tun und nicht tun dürfen, lehrt uns das Bürgerliche Gesetzbuch und die Polizei, und die Kirchen. Mir wird hier bewußt, wie sehr wir programmiert sind, so sehr, daß selbst ich das Gute, das ich hier mit eigenen Augen sehe, nur mit höchstem Mißtrauen betrachten kann.

Die Kinder hier sind ganz unbefangen in unsrer Gegenwart. Sie sind es gewöhnt, besucht zu werden. Sie mögen das. Sie wollen auf dem Arm getragen und gestreichelt werden, sie sind zärtlich, sie haben von Menschen nichts Böses erfahren und erwarten darum nichts anderes als Güte. Sie leben im Urvertrauen. Das unterscheidet sie grundsätzlich von den Kindern im Westen. »Geh nicht mit dem fremden Onkel«, »nimm nichts an von fremden Leuten, es könnte vergiftet sein«, »laß dich nicht ansprechen und nicht berühren von andern Leuten, es gibt böse Menschen, die dich mitnehmen und umbringen«, »es gibt Sexualverbrecher« ... Hier in Nordkorea gibt es diese Reden und diese Erscheinungen

nicht. Müssen aus so positiv erzogenen Kindern nicht gute Menschen werden?

Jetzt fällt mir auf, wie wenig Polizei es in der Stadt zu sehen gibt außer den Verkehrspolizisten, die meist weiblich sind und mit ernstem Gesicht den kaum vorhandenen Verkehr eher mäßig interessiert beobachten als regeln. Keine heulenden Polizei-Einsatzwagen. Keine Polizeiknüppel. Auch keine Strafzettel an Autos.

Herr Chang erzählt mir, daß ein japanischer Journalist im Hotel sich darüber beschwerte, daß er sein Zimmer nicht absperren könne, es habe weder Schlüssel noch überhaupt ein Schloß. Aber warum wolle er abschließen? Nun, weil gestohlen werden könnte. Der Hoteldirektor war tief beleidigt. »Weder in meinem Hotel noch im ganzen Land brauchen wir Schlösser und Schlüssel.«

Und Kindesmißhandlungen und Vergewaltigungen sind undenkbar. Eltern oder Lehrer, die ein Kind ohrfeigen, werden bestraft. Kind in Nordkorea sein!

## VII. Kunstprobleme

Die Zucht erstreckte sich auch auf die Erwachsenen. Keinem stand es frei, zu leben wie er wollte, sondern sie lebten nach strengen Vorschriften für all ihr Verhalten und überhaupt glaubten sie, nicht sich, sondern dem Vaterland zu gehorchen. Er gestattete nicht allen, die den Wunsch hatten zu reisen, das Land zu verlassen, so daß sie hätten fremde Sitten kennenlernen können.

PLUTARCH

In der Oper von Won San. Das ist Provinz, also erwarte ich nicht eine Spitzenleistung. Außerdem weiß ich schon, daß hierzulande die Kunst der Politik dient und erziehend wirken soll. Kunst um der Kunst willen, das gibt es hier nicht.

Die Handlung ist leicht verständlich, auch ohne das Programmheft, das in Englisch und Russisch vorliegt. Außerdem hängen rechts und links der Bühne Tafeln, auf denen in Leuchtschrift die Szenen-Inhalte und die Liedtexte erscheinen, ebenfalls in Englisch und Russisch.

Die Handlung entstammt der Revolutions- und Kriegsgeschichte. Es geht um die berühmte Entscheidungsschlacht auf der Höhe 1211 während des Koreakrieges. Mitten in die letzte Phase fällt der Beginn der Regenzeit, und der sonst leicht durchschreitbare Fluß wird zum reißenden Strom. Damit ist der Nachschub an Munition, Waffen und Essen abgeschnitten. Die Lage ist denkbar schlecht, der Sieg scheint vereitelt. Da gibt es aber eine Frau, die, nachdem ihr Mann und ihr Sohn gefallen sind und ihre Tochter Partisanin wurde, selbst mitkämpft von der Etappe aus: sie leitet den Nachschub über den Fluß. Als sie nun sieht, daß der Fluß nicht mehr überquerbar ist, hat sie eine großartige Eingebung: man muß über den Fluß ein starkes Seil spannen, an dem entlang sich ein Fährboot hangeln kann. Woher so ein Seil nehmen? Sie besitzt aus der Mitgift einen Ballen fester Seide. Den opfert sie. Man zerschneidet die Seide und dreht und knüpft aus den Stücken das Seil. Nicht genug: da Munition und Waffen von dem hochgehenden Wasser be-

näht würden, opfert sie als sichere Verpackung ihre Hochzeitstruhe, ihren einzigen Schatz. So geht der Nachschub weiter, der Sieg ist sicher. Eine einzelne Frau hat ihn möglich gemacht.

Der Stoff ist historisch, ein Einzelfall, und zugleich beispielhaft für den Heroismus der koreanischen Frauen und jedes ganzen Volks. In der Tat ein Stück Geschichte, würdig, im Gedächtnis des Volks weiterzuleben.

Aber eine großartige Handlung ist noch keine Kunst, sondern muß erst Kunst werden. Was ich da sah, war aber nur eine lehrhafte Demonstration mit theatralischen Mitteln. Der Zweck ist die Stärkung des Nationalgefühls und der Ansporn zur Opferbereitschaft beim Wiederaufbau des Landes. Diesen Zweck betonen ganz unnötigerweise die Schriften auf den Leuchttafeln. Und hier wird mir die Laudatio auf Kim Il Sung zu dick. Das müßte er verbieten, derlei ist schuld daran, daß man im Westen von einem ungeheuren Personenkult spricht. Man weiß es doch, daß er es war, der Korea aus der japanischen Herrschaft befreite; man weiß, daß er das Land aus der Zerstörung neu erstehen ließ, man weiß, daß er Größe hat. Warum das immer und immer wieder sagen, in so übertriebener Weise immer wieder sagen? Sicher: das Volk liebt ihn und ist ihm dankbar. Sicher, das Volk hat ihn, anstelle aller abgesetzten Götter, auf den Altar erhoben. »Gott gab uns kein Brot und nicht die Freiheit, das hat Kim Il Sung getan«, sagt Herr Chang, und so denkt das Volk. Aber man soll es nicht so viele Jahre lang jeden Augenblick sagen. Es greift sich ab, es wird Klischee, es wertet Volk und Führer ab, es weckt Abneigung im Ausland. Kurzum: man sollte das abschaffen, bald. Es würde Kim Il Sung's Ansehen im Ausland entschieden heben.

Auf der Bühne wird viel geschossen (aus echten Gewehren) zwischen bemalten Pappkulissen, eine Hütte brennt mit rotem bengalischem Feuer ab, jeder Gegenstand ist »echt« oder naturgestreu aufgemalt, und das Ganze erinnert mich an das oberbayerische Bauerntheater, wie ich es in meiner Kindheit erlebte. Volkstheater also? Ja, schon, aber nicht in der koreanischen Volkstradition verwurzelt, da hatte man mehr Kunstverstand.

Das Bühnenbild erinnert an Westernfilme. Die Musik ist

## VI. Die nordkoreanische Frau

Lykurg hat auch den Frauen jede mögliche Sorgfalt zugewendet. Ließ sie Sport treiben, gewöhnte sie an Schlichtheit und gab ihnen Sinn für Geschmack und ein edles Selbstgefühl ...

PLUTARCH

Heute war die Vertreterin der Erziehungsministerin bei mir. Eine sehr hübsche, gescheite Frau, eine emanzipierte Frau, die erste, die mir hier begegnet. Nichts mehr von der habituellen Demuthaltung. Sie trägt sogar die einheimische Tracht, aber ihr Denken ist nicht mehr gefesselt durch die Tradition. Sie denkt selbständig. Sie hat ein angenehmes ruhiges Selbstwertgefühl, eine natürliche Sicherheit in Worten, Blicken, Bewegungen. Und sie sagt nicht bei jedem zweiten Satz: »Der große Präsident«, sie erwähnt ihn nur, wenn es die Sache erfordert. Sie steht positiv zu ihm und seinen Ideen, ohne auf den Knien zu liegen vor ihm. Sie sagt: »Kim Il Sung schreibt: Jeder Wagen braucht zwei Räder, der Staatskarren auch, den Mann und die Frau.«

Die Gleichberechtigung von Mann und Frau wurde schon 1946 Gesetz. Natürlich: die Frauen hatten Seite an Seite mit den Männern als Partisanen gekämpft und die Revolution mitgetragen, sie hatten ein erworbenes Recht auf die durchgängige Gleichberechtigung: Wahlrecht, Arbeitsplatz, gleiche Bezahlung, Studium. Da die Hälfte der nordkoreanischen Bevölkerung weiblich ist, müssen die Frauen dieser Proportion wegen mit gleich vielen Sitzen in der Volksversammlung und im ZK vertreten sein. Theoretisch. Praktisch ist es nicht so. (Wie bei uns im Westen, denke ich. Das Patriarchat ist weltweit und uralte und nicht so leicht auszu-rotten.)

Im ZK sitzen zehn Männer, und nur eine einzige Frau. In den Ministerien sind, wie bei uns, jene für Erziehung und Gesundheit von Frauen besetzt. Unter den Studenten der Fachhochschulen und der Universität sind nur ein Fünftel Mädchen. Frauen werden Lehrerinnen, Ärztinnen, Kinder-

gärtnerinnen, Pharmazeutinnen, Krankenpflegerinnen. Als Arbeiterinnen sind sie beschäftigt in der Landwirtschaft, in der Leichtindustrie, im Handel. In der Schwerindustrie sind etwa ein Viertel Frauen. Unter den Volksschullehrern sind achtzig Prozent Frauen, unter denen der Mittelschulen siebzig, so nimmt die Zahl nach oben ab. Nur an den medizinischen Fachhochschulen überwiegen die weiblichen Professoren: etwa siebzig Prozent. Kinderkrippe, Kindergarten, Hort, Vorschule, Tagesstätten, das alles ist ausschließlich in weiblicher Hand. Meine Frage, ob Männer nicht auch Kindergärtner werden möchten, wird lächelnd abgetan.

Als ich 1975 an einigen südkoreanischen Universitäten über die Frage der Frauen-Emanzipation sprach und dabei erwähnte, daß zum Beispiel meine erwachsenen Söhne ihre Hausarbeit selber machen, wurde gelächelt, als erzählte ich ein Märchen, und als ich sagte, bei uns schoben die jungen Väter den Kinderwagen (den es übrigens in Korea nicht gibt, da werden die Kinder auf dem Rücken getragen), brachen die Studenten beiderlei Geschlechts in lautes Gelächter aus. Das wäre hier in Nordkorea auch so, spräche ich darüber zu Studenten.

Meine Besucherin sagt: Wir spielen immer noch das alte Rollenspiel: der Mann tut so, als arbeite nur er »draußen« und als arbeite die Frau nur »drinnen«, im Haus, in der Familie. Tatsächlich arbeiten fast alle Frauen beruflich. Die Männer haben es nicht gern, wenn die Frauen das tun. Warum nicht? Es widerspricht der Tradition.

Meine Besucherin erzählt, daß man begonnen habe, die Männer zu emanzipieren, das heißt zu erziehen: im Fernsehen laufe eben eine Serie zur Erziehung der Männer. Da werde, zum Beispiel, gezeigt, wie eine Frau müde von der Arbeit heimkommt und dann sofort den Haushalt macht, damit der Mann, wenn er heimkehrt, alles schön bequem vorfinde. Er kommt, schüttelt die Schuhe ab, wirft die Socken herum und lümmelt sich hin. Die Frau bückt sich demütig und räumt auf. Der Erfolg der Serie sei positiv, sagen die Frauen. Die Männer beginnen sich zu schämen. Sie sehen ein, daß sie sich feudal-vorrevolutionär benehmen.

Was hat, so frage ich, die Revolution der Frau gebracht?

totalitären Staaten. Gibt es hier eine Zensur? Gewiß. Sicher auch Selbstzensur. Die vor allem, scheint mir, aber vielleicht nicht einmal aus Furcht vor der Fremdzensur als aus der Gewissenssorge, der Revolution nicht genug zu dienen. Natürlich kann ich mit den Kollegen nicht darüber sprechen, ich versuche nur sie zu beobachten.

Die Frau, etwa meines Alters, sehr sympathisch, kommt aus dem Gebirge zurück, wo sie in einem Dorf Studien zu einem neuen Roman macht. Wenn ich recht verstehe, will sie beschreiben, wie aus einer nur pragmatischen Genossenschaft eine echte menschliche Gemeinschaft wird.

Hat sie den Stoff selbst gewählt?

Gewiß.

Ich denke an ein Wort Herrn Changs als ich dem Kameramann vorschlug, sich an modernere Stoffe zu wagen: »Was er filmt, bestimmen wir.« WIR, die Partei. Oder wer ist dieses WIR? Herr Chang sagt: Das ist das Volk, die Masse des Volks. Das ist nackte Theorie. Eine Volksmasse bestimmt nie etwas, schon gar nicht in der Kunst. Das ist immer Sache einzelner. Es ist allenfalls Kim Il Sung selbst, der bestimmt, was geschrieben werden soll. Ich kann mir denken, daß, wenn er es tut, das gar nicht diktatorisch gemeint ist, sondern einfach als Anregung.

In meinem Arbeitszimmer fand ich ein Buch zum Thema. Ich zitiere daraus Sätze Kim Il Sung:

»Literatur und Kunst können das Herz des Volkes nur dann erreichen, wenn der sozialistische Inhalt genau gebunden ist an die verschiedenen Formen, die charakteristisch sind für unser Volk. Es besteht keine Notwendigkeit für uns, über das hinauszugehen, was unser Volk braucht. ... Sozialistische Kunst muß die gleiche Luft atmen wie das Volk. ...

Die Massen sind die Herren aller Dinge. ... Kunst ist kein geheimnisvolles Wort, es gehört nicht einigen Privilegierten. ... Die Künstler müssen das Volk kennen, die Arbeiter in den Fabriken, die Landarbeiter auf den Feldern, die Freuden und Leiden des Volks. ... Die Geschichte Koreas ist reich an Stoffen. Was gehen uns die privaten Geschichten weniger Privilegierten an. ... Alle geistigen Arbeiter, also auch die Künstler und Literaten, müssen Revolutionäre sein. ...«

So sagte auch Mao. Kunst muß zu Herzen gehen. Also muß

sie einfach sein. Nur: wer befindet darüber, was einfach ist? Für wen einfach? Und wenn alles immer nur ganz einfach ist, so daß es allen rasch und glatt eingeht, wo bleibt das Experiment, wo die Entwicklung? Ist eine nicht-populäre Kunst Luxus und unerlaubt? Ist damit nicht das Todesurteil gesprochen über viele große Dichter und Maler und Musiker? Und was das Volk heute noch nicht versteht, wird es das nicht morgen verstehen? Es wird die Sonnenblumen von van Gogh und die roten Rehe von Marc in seine Wohnzimmer hängen und Debussy im Konzert hören und Beckett auf dem Theater beklatschen, und das war doch einmal, vor nicht langer Zeit, unerhört modern und fremd. Was will das Volk? Das, wozu es erzogen wird. Und will es immer nur politisch erzogen werden? Gibt es als Alternative und Abwechslung nur den Tanz und den Zirkus? Mir fällt Brecht ein: »Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist. ...« Natürlich, ich verstehe Kim Il Sung schon: Für ihn und sein Volk, wenigstens für die älteren Generationen, war der Befreiungskrieg das große Erlebnis und die Revolution die Erfahrung. Daran soll immerfort erinnert werden. Darauf ist man stolz, und mit Recht. Das ist DER Stoff für die Kunst. Die Quelle ist noch lange nicht ausgeschöpft. Das verfolgte Erziehungsziel ist noch nicht erreicht, die Revolution nicht beendet, die Erinnerung an das Geleistete muß frisch gehalten, der Ansporn zu großen Taten immer neu gegeben werden.

Aber: nicht das was entscheidet darüber, ob etwas Kunst ist, sondern das WIE.

Wenn die Wiedervereinigung Koreas kommt, wird Nordkorea einen großen Vorsprung der Südkoreaner einholen müssen. Aber auch jetzt schon sollte es sich nach dem Westen zu öffnen. Man kann heute nicht hermetisch abgeschlossen eine Binnenkunst betreiben.

Über all das rede ich nicht mit den Kollegen, die zu mir kommen. Ich frage sie vielmehr etwas, was zu fragen mir sonst nie einfällt: ich frage nach ihrer finanziellen Lage. Ich sage, daß in der Sowjetunion die Schriftsteller vom Staat bezahlt werden, sie haben ein festes Einkommen, wenigstens solange sie das schreiben, was der Partei gefällt.

Während ich das sage, beobachte ich die beiden. Aber sie

nehmen das ganz natürlich auf, sie spüren keine Fangfrage heraus.

Wir bekommen auch ein festes Monatseinkommen, sagt die Kollegin, wir gehören zum arbeitenden Volk, dafür werden wir bezahlt wie alle Arbeiter. Wir bekommen auch Papier und Schreibmaschine bezahlt und alle nötigen Studienaufenthalte im Land. Außerdem haben wir eine Altersversicherung. Dafür brauchen wir nichts einzuzahlen. Für uns ist gut gesorgt. Wir haben unter uns einen alten Schriftsteller, der erblindet ist; ihm bezahlt der Staat auch die Sekretärin.

Richtet sich das Monatseinkommen nach dem Erfolg? Ich meine: wenn einer von Ihnen das hat, was man im Westen einen »Bestseller« nennt, bekommt er dann mehr?

Ja, den Fall haben wir eben. Zwei junge Autoren haben einen solchen Erfolg. Der Präsident schickte ihnen einen Scheck über (wir rechnen rasch um) fünftausend Mark. Aber sie schickten ihn zurück, der Präsident sollte das Geld anderweitig verwenden. Der Präsident schickte ihn wieder an sie und ließ ihnen sagen, sie sollten selber etwas Vernünftiges damit tun.

Das ist kein Märchen, das ist wirklich geschehen, das konnte in Nordkorea geschehen, und es konnte deshalb geschehen, weil man hier nicht in Geld denkt.

Um mich nicht von meiner Begeisterung hinreißen zu lassen, zwingt mich zum Zynismus. Ich sage: Was sollten die jungen Dichter denn mit dem vielen Geld hier kaufen? Häuser sind nicht zu erwerben, Grundstücke auch nicht, Gold nicht, Kunstgegenstände nicht (die gehören alle dem Staat), und Weltreisen können sie auch nicht machen, das wird ihnen nicht erlaubt, oder doch?

Studienreisen schon, aber die zahlt ja der Staat.

Ich verstehe: das Geld hat hier nur Symbolwert etwa wie ein silberner Pokal für einen Sportsieger, das Silber ist nicht viel wert, aber die Ehre ist, was zählt.

Ich schlage den Kollegen vor, an den Internationalen PEN-Club den Antrag auf Beitritt zu stellen. Sie zögern. Eigentlich wünschen sie das nicht. Aber ich meine, sie sollten es wünschen. Ihre südkoreanischen Kollegen sind im PEN-Club. Warum sie? Vor einigen Jahren war sogar eine Südkoreanerin Vizesekretärin im PEN. Das konnte nur

jemand werden, der ausreisen durfte aus dem faschistischen Südkorea unter Park Chang Hee. Wer aber ausreisen durfte, der hatte sich als regierungstreu ausgewiesen. Das aber heißt, daß er einverstanden war (oder sich so zeigte) mit den Verhaftungen der Kollegen aus dem Widerstand, mit Foltern und Hinrichtungen. Dieses Südkorea also ist im PEN, und Nordkorea nicht?

Ergiebig war das Gespräch mit den beiden Kollegen nicht. Ich kann nicht Koreanisch, sie können keine europäische Sprache, sie können die Fremdsprachen ihrer östlichen Halbkugel: Japanisch und ein wenig Chinesisch und ein wenig Russisch. Aber das Problem war nicht nur ein sprachliches. Ich spürte, daß unsre Anschauungen von Kunst grundverschieden sind.

Ich hätte gern mit ganz jungen Schriftstellern gesprochen um zu erfahren, ob sie nicht neue Wege zu gehen wünschen. Aber dazu hatte ich keine Gelegenheit. Meine Zeit war zu kurz.

In der großen Kunstaussstellung Pyöngyang.

Hier ist alles versammelt, was Nordkorea verblieb an alter Kunst, was die Kriege überlebte und was sich nicht die Japaner geholt haben und was nicht auf dem Weg über Südkorea in den Westen verkauft worden war. Elegante Formen, raffinierte Farben, Szenen »aus dem Leben«, realistisch und zugleich hochstilisiert: eine lauernde Katze auf einem Baum, ein Bauer mit dickem nacktem Bauch schlafend neben seinem Ochsengespann, das sich anschickt ihm wegzulaufen: Szenen aus dem Volksleben, nicht vorwiegend aus dem der Aristokratie. Da ist der Beweis dafür, daß etwas allgemein Verständliches, ein volksnaher Stoff, bedeutende Kunst sein kann und eben als Kunst wieder volksnah. Jeder Nordkoreaner kann die Bilder dieses Museums »verstehen« und sich an ihnen freuen. An diese Kunsttradition könnte die neue koreanische Kunst bruchlos anschließen. Sie tut es nicht.

Was da in den Sälen für neue Kunst hängt, ist plattester »sozialistischer Realismus«. Riesige Tafelbilder mit naturalistischen Darstellungen von Kriegs- und Revolutionsszenen und Szenen aus dem Leben des Volks mit seinem Führer Kim Il Sung, immer wieder Kim Il Sung. Und alles in dicken

grellen Farben. Das schreit einen rot und blau und gelb und grün an, das ist unkoreanisch laut, das ist eine Gegenkunst.

So müßte das nicht sein. Natürlich verstehe ich die Absicht: hier geht es nicht um Kunst, sondern um Politik und Erziehung. Aber derselbe Zweck kann auch mit echter Kunst erreicht werden. Das Volk hat einen besseren Geschmack. Volkskunst ist immer Kunst, und das koreanische Volk hat Stil. Warum sollte es keine echte Kunst hervorbringen können? Es ist begabt für Formgebung in allem. Das Ästhetische spielt eine große Rolle. Wie man sich kleidet, wie man den Tisch deckt, wie man sich bewegt, das alles ist schön. Warum wendet man diesen Sinn für das Schöne nicht in der Malerei und Bildhauerei an? Warum steht da in der Halle (und nicht nur hier, auch in andern öffentlichen Gebäuden) die Figur Kim Il Sungs, überlebensgroß in einem Material, das ganz und gar nicht zu ihm paßt: eine Art Gips, weiß und tot. Warum das?

Kim Il Sung hatte nie Zeit in seinem Leben, sich mit Kunst zu befassen. Er soll das ändern überlassen. Er fordert ja selbst in der Dschudsche-Ideologie, daß das Volk schöpferisch sein müsse. Nun: man schreibe dem Volk nicht vor, was und wie es malen soll. Es wird schon seinen Stil finden, ohne Kim Il Sungs politische Idee außer acht zu lassen.

Meine Begleiter erwarten, daß ich mich zu den neuen Bildern äußere. Immer muß ich etwas sagen. Ich versuche, leere Worte zu gebrauchen, aber dann sage ich doch, was ich wirklich denke. Ich sage: Wissen Sie, wo ich solche Art Kunst gesehen habe? In Moskau. Das ist sozialistischer Realismus.

Meine Begleiter zucken zusammen.

Ja, sage ich mutig, wirklich, so malen die Russen. Das hat mit koreanischer Kunst nichts zu tun. Ihr habt doch eine große Tradition, die solche Anleihen aus dem Westen nicht braucht und nicht machen darf. Oder wollt Ihr, daß mit dem internationalen Kommunismus russischer Prägung auch eine internationale, vielmehr sowjetische Kunst gemacht wird überall auf Erden? Wo bleibt da die koreanische nationale Eigenart, die in der Dschudsche-Ideologie geforderte Selbstständigkeit auch in der Kultur?

Ich scheine damit in ein Wespennest gestochen zu haben.

Meine Begleiter beginnen eine heftige Diskussion, in koreanisch, sie haben keine Zeit mehr, mir die Reden zu übersetzen. Ich ahne, worum es geht: »sowjetisch« ist das Reizwort. Das Sowjetische mag man nicht. Was hat man hier gegen die Sowjetunion? Sind die beiden Länder nicht marxistisch? Was trennt sie denn?

Kim Il Sung ist Marxist insofern, als er die Grundgedanken Marxs aufgegriffen hat: Planwirtschaft, Landverteilung, Enteignung der Enteigner, durchgängige Ausrichtung auf eine »kommunistische« Zukunft, das heißt auf die Utopie des Weltfriedens und der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit.

»Wir glauben an Marx nicht wie an Gott«, hatte Herr Chang gesagt. Das heißt: Nordkorea lehnt den sowjetischen Welt-Imperialismus ab, es lehnt einen Kommunismus ab, der allen Völkern der Erde dieselbe Form des Sozialismus aufzwingen will, nämlich die sowjetische, die, weil sie international sein will, aggressiv wird, wenn sie auf den Widerstand anderer Nationen stößt. Nordkorea will seine eigene Vision von Sozialismus verwirklichen, und die ist nicht-sowjetisch, sondern eben eigenständig. Nordkorea ist gegen den Imperialismus, sei es gegen den der Sowjetunion, sei es gegen den der USA. Es will auch keinen dogmatischen Kommunismus, sondern einen lebendigen, sich fortentwickelnden, an der jeweils nationalen Gegebenheit und den Bedürfnissen jedes einzelnen Volks sich orientierenden Sozialismus. Es will Frieden und nicht Eroberungen territorialer oder ideologischer Art.

Darum kann Nordkorea nicht Partner der Sowjetunion sein.

Aber war es nicht einmal Partner?

Es gibt eine Rede, die Kim Il Sung im Oktober 1945 hielt, darin heißt es: »Es gibt Leute in unserm Volk, die eine sofortige Einführung des Sowjetsystems fordern. Sie verstehen die Situation in unserm Lande nicht. ...«

Damit wollte er sagen, daß Nordkorea noch ein halbfeudalistischer Staat war und nicht Hals über Kopf sich radikal sozialisieren könne, sondern eine langsame organische Entwicklung brauche, also eine langfristige Revolution. Er wollte aber auch andeuten, daß er daran denke, Nordkorea aus der zu engen Verbindung mit der Sowjetunion zu lösen,

miten in einer Phase also, in der er militärisch und wirtschaftlich von der Sowjetunion abhängig war. Nordkorea war im Krieg von der Sowjetunion mit Waffen und vielleicht auch Geld unterstützt worden, und nach dem Krieg war es Handelspartner: es importierte Rohstoffe aus Nordkorea, Eisen vor allem, und es exportierte Fertigwaren aus der Metallindustrie, da Nordkorea nach der Zerstörung seine Industrialisierung erst neu begann. Diese Verbindung aber drohte sich zu intensivieren: Nordkorea sah die Gefahr der Sowjetisierung. Es entschied sich, ein »blockfreies« Land zu werden nach dem Muster Jugoslawiens. Kim Il Sung war mit Tito befreundet.

Nachdem Nordkorea sich von der Sowjetunion gelöst hatte, schlug es, im Hinblick auf die künftige Wiedervereinigung, Südkorea vor, sich der Bevormundung durch die USA zu entledigen. Aber was Kim Il Sung gelang, brachte die Marionettenregierung des ersten Präsidenten Südkoreas, Singman Ree, nicht zuwege und auch sein Nachfolger Park Chang Hee nicht, der wollte die Freiheit Südkoreas gar nicht, der wollte die Anwesenheit der USA-Wirtschafts- und Militärmacht, denn diese Anwesenheit garantierte ihm den Schutz vor der politischen Infiltration nordkoreanischer sozialistischer Ideen, dem Schutz vor einem nordkoreanischen Überfall.

Während Südkorea also zwar eine »freie Demokratie« ist oder besser: zu sein vorgibt, ist es nichts anderes als eine Kolonie der USA, wie es vordem eine Kolonie Japans war. Nordkorea aber ist kein Vasallenstaat der Sowjetunion, es hat keine militärischen Bündnis-Partner, auch nicht unter den Chinesen.

Ich habe mir aus verschiedenen Büchern der kleinen Bibliothek in meinem Arbeitszimmer Sätze aus Reden Kim Il Sungs abgeschrieben:

»Wir haben den Marxismus in Theorie und Praxis überwunden, wir haben unsere eigene Ideologie. Wir sind ein blockfreies Land, wir haben keine Alliierten. Wir haben freundschaftliche Beziehungen zur Sowjetunion, aber nicht mehr als das, wir wollen unsere vollständige Unabhängigkeit. Wir haben die Fehler der Sowjetunion gesehen und wollen sie vermeiden. Wir wollen kein Volk, das überwacht und unterdrückt ist. Wir haben keinerlei Expansionsstre-

ben. Wir wollen nur eines: in Frieden leben. Unser Volk soll frei und glücklich sein. Wir stehen auch mit China gut, haben aber kein Bündnis mit ihm.«

Ich nehme an, daß dies alles mehr oder minder der Inhalt der erregten Diskussion ist, die mein Wort vom »sowjetischen Realismus« unter meinen Begleitern entfacht hat. Ich werfe schließlich einen Satz ein, den ich bei Kim Il Sung gelesen habe und der geeignet ist, ausgleichend zu wirken, ohne dem Problem die Aktualität zu nehmen:

»Das Bildungsniveau des Volkes muß zuerst gehoben werden, damit auch das Niveau der Kunst sich hebt.«

Freilich: dazu ist ein bestimmtes Maß an Freiheit notwendig. Wieviel Freiheit Kim Il Sung seinen Intellektuellen und seinen Künstlern künftighin lassen wird, weiß ich nicht. Aber mir scheint, daß er, der immerzu Lernende, Lebendige, diese Freiheit gewähren wird, wenn die Revolution das Staatsschiff in ruhiges Gewässer gebracht hat. Die Zeit dafür scheint gekommen.

Man kann mir natürlich sagen, daß ich die Kunst überbewerte und daß die Wirtschaftsentwicklung wichtiger sei fürs Volk. Aber in einem Land, in dem soviel Geld ausgegeben wird für die Heraufbildung des Volks und für die »Kultur«, ist Kunst wichtig, Kim Il Sung ist kein Materialist, er schätzt den Geist. Also wird er auch sein Augenmerk der Kunst zuwenden und wäre es nur im Hinblick auf die Wiedervereinigung mit Südkorea, das die koreanische Kunst weitergeführt hat, weil man ihm wenigstens künstlerische Freiheit ließ, solange man die Kunst nicht als Mittel des direkten Widerstands benutzte.

Praktisch bedeutet Dschudsche also:

- Originalität der Ideologie
- Politische Unabhängigkeit von anderen Ländern, also »Blockfreiheit«
- Unabhängigkeit auf dem Verteidigungssektor, also keine militärischen Bündnisse, weder mit China noch mit der Sowjetunion noch mit westlichen Ländern
- wirtschaftliche Autarkie.

Meine berechtigte Frage: Ist wirtschaftliche Autarkie heute überhaupt noch möglich und insbesondere für Nordkorea?

Die Antwort: Nordkorea hat zwei Drittel der Rohstoffe, die es für seine Produktion braucht, im eigenen Land, es hat Eisenerz, Kohle, Wismut, Graphit, Wolfram, soviel, daß es ausführen kann und daß das Verbleibende der einheimischen Leicht- und Schwerindustrie genügt, um die Bedürfnisse des Landes zu decken. Der wichtigste Handelspartner war nach dem Krieg die Sowjetunion. Nordkorea lieferte Rohstoffe, die Sowjetunion gab industrielle Fertigwaren und dazu Aufbauhilfe für die Rüstung. Dieses Wechselverhältnis brachte das schwächere Nordkorea in eine Abhängigkeit von der Sowjetunion, die Kim Il Sung möglichst rasch lösen wollte. Das war nötig, wenn er die Dschudsche-Ideologie durchführen wollte. Es war konkret nötig, da sich in der Mitte der Sechzigerjahre zeigte, wie sehr die Sowjetunion darauf wartete, Nordkorea in politische Abhängigkeit zu bringen: bei einer innerpolitischen Spannung, die Kim Il Sungs Präsidentschaft in Frage stellte, wollte Moskau die Gelegenheit benützen. Aber die Spannung löste sich, und Kim Il Sung trieb seine Politik der Unabhängigkeit weiter. Das war riskant, denn nun mußte Kim Il Sung seinem eigenen Land die hohen Kosten für die Rüstung auferlegen. Das brachte einen Rückschlag für die Wirtschaft, aber sie wurde in Kauf genommen. Man sagt mir, daß Kim Il Sung nur zähneknirschend Geld ausgabe für den Verteidigungshaushalt. Er will Frieden, er will ihn für sein Land und für die Nachbarn und für die Völker der Erde. Wieviel lieber gäbe er das Geld aus für Schulen und Kliniken. Aber wenige hundert Kilometer entfernt ist die Grenze gegen Südkorea, dort sitzen die US-Truppen, dort haben sie ihre Raketenba-

sen, dort die Kriegsschiffe. Die Wiedervereinigung würde dieses Problem mit einem Schlag lösen. Ein einiges Korea hätte keine Feinde. Aber solange die USA Südkorea nicht verlassen, muß Nordkorea gerüstet sein, zumal es keinen militärischen Partner hat, weil es keinen will.

Mit der Erwähnung der Wiedervereinigung kommen Herr Kim und ich auf die Frage zurück, ob Nordkorea wirklich wirtschaftlich autark bleiben könne.

Das kann es nicht, es braucht Südkorea, so wie Südkorea den Norden braucht. Südkorea muß für Nordkorea Absatzmarkt werden, und Südkorea braucht den leeren Raum und die freien Arbeitsplätze im Norden.

Hat Nordkorea Erdöl?

Bis jetzt nicht. Es arbeitet mit einheimischer Kohle, die Förderung steigt von Jahr zu Jahr. Aber es braucht zusätzlich Erdöl und auch Erdgas. Um es einkaufen zu können, braucht es für seine Industrieprodukte Absatzmärkte im Ausland.

Aus Südkorea bekäme es bei der Wiedervereinigung auch Wolle, Baumwolle, Häute. Bis jetzt behilft es sich mit der Herstellung von Kunstfaser, die wie Seide aussieht und sehr haltbar, auch schön ist, aber vielleicht doch nicht den künftigen Ansprüchen genügt, zumindest nicht für den Export.

Ich frage, ob es denn stimme, daß Nordkorea wirtschaftlich rückständig sei. Im Vergleich zu hochentwickelten Industriestaaten ja. Aber im Hinblick darauf, daß es ein Land der Dritten Welt ist und daß es 1945 ein völlig zerstörtes Land war, müsse man das erreichte Niveau als hoch bezeichnen. Ist es nicht hoch, wenn man denkt, daß hier wirklich niemand hungert, niemand schlecht gekleidet, niemand ohne ärztliche Hilfe und ohne Arbeit ist und jedermann gut wohnt, kurzum: daß jeder hat, was er braucht, und daß keiner Angst haben muß vor dem Alter? Braucht ein Land Überfluß? Wirklich: was brauchen wir alle außer dem Notwendigen? Brauchen wir nicht so viel dringender ein gutes, friedliches Miteinanderleben, Freundlichkeit, Selbstvertrauen, Geborgenheit, Freiheit von Weltangst? Warum unsre Überbewertung der Wirtschaft?

Mir geht hier in diesem »atheistischen« Land plötzlich scharf auf, daß Jesus, der Meister des Lebens auf unsrer

## VIII. Die Dschudsche\*-Ideologie

Es war nicht das Hauptziel Lykurgs, Sparta als Herrscher über recht viele zu hinterlassen, sondern, in der Überzeugung, daß, wie im Leben des einzelnen, so in dem der ganzen menschlichen Gemeinschaft, das Glück in der Tugend und in der inneren Harmonie begründet sei, baute und formte er den Staat so, daß seine Bürger lange Zeit frei, genügsam und vernünftig leben sollten...

PLUTARCH

Ich lese die Sätze, die mir Herr Kim heute in der »Unterrichtsstunde« als Kern- und Schlüsselsätze der nordkoreanischen Politik sagte, wie ich sie so einfach hinschrieb während des Gesprächs. Ich muß sie dann, soweit möglich, zum System ordnen und dann vergleichen mit dem, was ich schon vor der Reise wußte, und mit dem, was ich nun in Nordkorea mit eigenen Augen sehe.

Der Mensch ist das Wertvollste und Kostbarste in der Welt. Die Politik muß sich am Menschen orientieren und für den Menschen arbeiten.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das eine IDEE haben und nach ihr leben kann.

Der Mensch ist schöpferisch und kann die Welt verändern mit seinen eigenen Kräften.

Der Mensch entscheidet über das Schicksal der Erde.

Der technische Fortschritt per se ist NICHTS, wenn er nicht ausgerichtet ist auf den Menschen und die Erleichterung seiner Lebensbedingungen. Der Sinn des Fortschritts ist nicht, immer mehr materielle Güter zu produzieren, damit einige immer mehr Güter anhäufen können, sondern die allgemeine Anhebung des Lebensstandards. Maschinen müssen dem Menschen dienen, nicht Menschen den Maschinen.

Der Mensch ist ein soziales Wesen, darum ist einer für alle da und alle sind für einen da.

\* In westlicher Art geschrieben: Juche.

Jedes Volk hat die Eigenkraft, sich zu befreien vom Imperialismus jeder Herkunft.

Revolution ist ein Prozeß, der immer erneuert werden muß. Jedes Volk muß sich aus eigener Schöpferkraft seinen eigenen Sozialismus aufbauen. Kein Modell kann übernommen werden, weil jedes Volk eine andere Ausgangsbasis hat. Aber das Ziel ist bei allen dasselbe: Selbstverwirklichung und schließlich, als große »Utopie«, der »Kommunismus«, aber nicht als imperialistisch-zentralistische Macht, sondern als freie, freundschaftliche Gemeinschaft aller Völker der Erde. Anders gibt es keine Zukunft. Der Sozialismus eines Volks darf kein nationaler Egoismus sein, sondern muß immer den Blick auf die Wohlfahrt aller Völker richten.

Über die Politik eines sozialistischen Landes muß die Masse des Volks entscheiden, denn in ihr liegen die schöpferischen Aufbau-Kräfte.

Die Volksmassen müssen sich mit einer IDEE identifizieren, eben mit der Dschudsche-Ideologie, und diese Identifizierung muß aus eigener Einsicht geschehen, nicht unter Zwang.

Die sozialistische Revolution muß dahin führen, daß kein Mensch von andern unterdrückt werden darf, und daß die Volksmasse nicht von der Herrschaft des Kapitals unterdrückt werden darf und auch nicht von der Arbeit.

Alle Menschen verfügen gleichberechtigt über die Produktionsmittel und -kräfte, und bestimmen selbst ihre Ziele und die Mittel zur Erreichung dieser Ziele.

Der Kern der sozialistischen Revolution ist die UMGESTALTUNG der Menschen. Das Wichtige ist nicht das Wohlergehen des einzelnen oder einer Klasse oder Gruppe, sondern der Besitz eines neuen nationalen Selbstbewußtseins.

Die sozialistische Revolution ist nicht an einen bestimmten Stand der Wirtschaft, der Produktionsverhältnisse gebunden und nicht nur aus dem Widerspruch zum Kapitalismus geboren, sondern aus der genuinen Idee der Umwandlung des Menschen.

Soweit Herr Kim.

Nun also der Versuch einer Ordnung dieser Gedankenketten. Kann man sie in ein System bringen, so wie man die

Gedanken über den Marxismus-Leninismus in ein System bringen kann?

Mir scheint: nein.

Die Basis ist keine Philosophie, auch wenn das in Nordkorea behauptet wird. Kim Il Sung ist kein Theoretiker. Er hat zwar schon als junger Mensch den Marxismus genau studiert, aber ihm nur das entnommen, was für seine eigene politische PRAXIS paßte. Er ist ein ganz gewiß genialer Praktiker. Daher liest sich alles, was er über seine Ideologie sagt, als eine direkte Anweisung zur Durchführung der spezifisch nordkoreanischen Politik des ganz eigenen Sozialismus. Die Sprache Kim Il Sung's ist eine gesprochene, man hört immer die REDE: er spricht wirklich zu seinem Volk, er schreibt nicht für Schreibtische. Er hat das gelernt in den Jahren, in denen er einem Volk, das unter der japanischen Herrschaft zur Unbildung verdammt war, schwierige politische Sachverhältnisse erklären mußte. Er selbst ist, obwohl höchst geschickt, kein Intellektueller. Er SIEHT, was er sagt. Er LEBT, was er denkt. Er denkt, was er sieht. Das wirkliche Leben seines Volks inspiriert ihn zu seinen Ideen.

Jemand schrieb, der Unterschied des »Kim-Il-Sungismus« zum Marxismus-Leninismus bestehe darin, daß Kim Il Sung einen normativ-idealistischen Begriff der Revolution habe anstelle des historisch-materialistischen. Das heißt, daß zwar auch Kim Il Sung sich keine echte Revolution (im Sinne der Umwandlung des menschlichen Zusammenlebens) denken kann ohne vorherige Veränderung der politischen Machtverhältnisse, daß diese Veränderung aber nur eine Durchgangsphase sei. »Die Enteignung der Enteigner« kam in Nordkorea nicht mit klassisch marxistischer dialektischer »Notwendigkeit« (Selbstverständlichkeit), sondern ergab sich bei der politischen Befreiung Nordkoreas vom japanischen Kolonial-Imperialismus. Da war nicht die marxistische naturwissenschaftlich-außermenschliche Gesetzmäßigkeit am Werk, sondern das traf in einer historischen Stunde alles zusammen: die internationale Politik bei Kriegsende mit der Niederlage der imperialistischen Kolonialmacht Japan, das Auftreten des richtigen Mannes im richtigen Augenblick der Geschichte, und die Notwendigkeit, ein Land vom Punkt Null aus ganz neu aufzubauen, unter neuen Bedingungen und mit neuen Mitteln und zu neuen Zielen.

Man kann nicht sagen, daß die Dschudsche-Ideologie eine Fortführung, eine Aktualisierung, eine Abart des klassischen Marxismus sei. Sie ist MEHR und ANDERS. Sie ist eine IDEE nicht-materialistischer Herkunft.

(Ich denke mir, es wäre ein gutes Thema für eine Doktordissertation, zu untersuchen, wie weit Fichte und Hegel das Denken Kim Il Sung's geformt haben, ohne daß er, dessen bin ich sicher, je eine Zeile von ihnen gelesen hat.)

Kim Il Sung spricht nie von einem »Gott«, aber er hat, unreflektiert, einen Bezugspunkt ober- oder außer- oder innerhalb des Materiellen, von dem aus alles seinen Sinn bekommt. Er hat eine idealistische Philosophie, ohne es eigentlich zu wissen. »Der Mensch« ist seine Utopie, sein Credo. Er ist zutiefst human.

Nun aber konkret: was sagt die Dschudsche-Ideologie zur Politik. DSCHUDSCHE bedeutet nicht nur, wie oft gesagt wird, Selbständigkeit, sondern SELBSTVERWIRKLICHUNG.

Ein Volk, das in dreieinhalb Jahrzehnten der harten Fremdherrschaft sein Selbstbewußtsein so verloren hat, daß es nicht mehr weiß, wer und wie es ist, also seine Identität nicht kennt, muß alles dransetzen, sich zu erkennen und dann sich zu wagen. Kim Il Sung sagt das sehr einfach: »Dschudsche bedeutet das Beharren auf dem Prinzip, alle Probleme der Revolution und des nationalen Aufbaus unabhängig von fremdem Einfluß und fremder Hilfe zu lösen. Es bedeutet die kreative Anwendung des Marxismus-Leninismus und der Erfahrungen, die bisher mit der sozialistischen Revolution in andern Ländern gemacht wurden, auf die historischen und materiellen Bedingungen des eigenen Landes.« Er schrieb das nicht nach dem Krieg, also in der Phase, in welcher er noch nahe am sowjetischen Marxismus agierte. Wenn man den zitierten Satz heute liest, erkennt man, daß er zwar ein Bekenntnis zum internationalen Marxismus ist, aber zugleich die Absetzung davon. Ein wesentlich unterscheidendes Moment ist, daß Kim Il Sung den sowjetischen Imperialismus ablehnt und überhaupt jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes. Dieses Prinzip ist wichtig im Hinblick auf seine Vorschläge des Modus der Wiedervereinigung Koreas. Darüber muß ich mich noch genauer informieren, wenn ich mich mit dem Generalsekretär des ZK treffe, was mir vorgeschlagen ist.

Erde, sagte: »Eines nur ist notwendig.« Was meinte er mit diesem EINEN? Doch wohl das, was ich hier als allgemeines Wohlwollen erfahre. Es ist gewiß eine Art der im Christentum gemeinten Liebe.

Ich kehre im Gespräch noch einmal zur Wirtschaft zurück. Ich erwähne das Versagen des Marxismus-Leninismus in der Wirtschaft sozialistischer Länder, so in Polen, auch bereits in der DDR, und gewiß auch in der Sowjetunion. Wenn der Sozialismus schließlich Mißwirtschaft bewirke, dann ist etwas falsch an ihm. Oder liegt es daran, daß die Idee überwuchert und erstickt wurde von der Bürokratie? Wieso liefert Polen Maschinen an die Sowjetunion, und dort liegen sie ungebraucht und verrotten? Warum muß die riesige und fruchtbare Sowjetunion Weizen einführen statt ihn auszuführen? Warum gibt es in Polen eine so große Wohnungsnot? Warum? An der Idee liegt es gewiß nicht. Es liegt an den Menschen, es liegt an der Miß-Verwaltung. Ist das nicht auch für Nordkorea zu fürchten? Wird Kim Il Sung die Bürokratie im Zaum halten? Wird er für Wegeverkürzung zwischen Partei, Regierung, Produktion und Verteilung der Güter sorgen? Er hat einen Vorteil: sein Land mit nur siebzehn Millionen Einwohnern ist überschaubar. Er überschaut es tatsächlich. Das gibt Hoffnung. Wird er aber auch der Eigen-Initiative genug Raum lassen? Wird die in seiner Ideologie geforderte Kreativität der Volksmassen in der Praxis der Wirtschaft Rechnung getragen? Wird die Zentralisation nach Bedarf gelockert? Wird die »Tong-san-ri«-Methode von oben her befohlen oder kommen die Vorschläge und Erfahrungen direkt aus dem arbeitenden Landvolk?

Tong-san-ri ist der Name eines Dorfes. Dort wird landwirtschaftlich experimentiert. Dort wird ausprobiert, ob die aus Pyöngyang kommenden Vorschläge zu realisieren sind. Es gibt nicht nur dieses eine Modelldorf. Jede Provinz hat ihr eigenes, denn jede Provinz hat andere Probleme: eine andere Art von Boden und ein anderes Klima.

Man hat gelernt, daß eine perfekte Planwirtschaft, am grünen Tisch ausgearbeitet von Funktionären, die keine Bauern sind, sondern Bürokraten, zur Mißwirtschaft führt. Also dezentralisiert man. Da Kim Il Sung selbst kein Beamtentyp ist, sondern ein Bauernkind und ein Praktiker,

behält er den Überblick über das, was wirklich geschieht und geschehen soll. Er reist unermüdlich durchs Land und hört auf die Vorschläge und Erfahrungen der Landarbeiter. Die Bilder, die man allerorten sieht, sind kein Propagandatrick: Kim Il Sung sitzt wirklich mit untergeschlagenen Beinen bei den Bauern auf der Erde und diskutiert mit ihnen.

Man erzählt mir, daß es klare Fälle von Eigeninitiative in der Bevölkerung gebe: ohne Anweisung von oben habe ein größerer, gutgehender Industriebetrieb einem kleineren, schlechtgehenden geholfen, indem er entbehrliche Arbeiter hinschickte und vom überschüssigen Gewinn einiges abführte zur Sanierung des andern Betriebs. Derlei kann als Zeichen dafür genommen werden, daß Eigeninitiative gewährt wird.

Natürlich passieren hier wie überall Pannen. Man ist mitten im Lernprozeß. Man wird an den Fehlern anderer sozialistischer Länder lernen.

## IX. Intermezzo am Drei-Tage-See

Die gewagteste politische Maßnahme Lykurgs ist die Landverteilung. Denn da eine furchtbare Ungleichheit bestand, viele besitz- und erwerbslose Menschen dem Staat zur Last fielen und der Reichtum in ganz wenige Hände zusammengefließen war, so ging er daran, die größten Gebrechen des Staates, Armut und Reichtum, auszutreiben. Er überredete die Bürger, den gesamten Grund und Boden zur Verfügung zu stellen und ganz neu aufzuteilen, damit danach alle gleich unter gleichen Bedingungen leben und einen Vorrang nur durch Tüchtigkeit erstreben konnten. . . .

PLUTARCH

Großer Ausflug mit vier Autos, auch Koch und Küchenmädchen fahren mit, denn wir werden ein Picknick dort machen.

Der See ist ein Stausee, einer der vielen künstlichen Seen, die Teil des ausgedehnten, kunstreichen Bewässerungssystems hier sind. Man pumpt das Wasser der Flüsse auf eine zentrale Höhe, von der aus es nach Bedarf durch Kanäle über das ganze Land hin verteilt wird. So gibt es nie Überschwemmungen und nie Dürren. Diese Art der Wasserversorgung ist so vorbildlich, daß ich mich frage, warum sie denn nicht auch andernorts durchgeführt wird, etwa in Italien, wo es jährlich riesige Überschwemmungen gibt am Po und am Arno, und wo Unsummen ausgegeben werden müssen, um die so entstandenen Schäden zu beheben, während der Süden des Landes aus Wassermangel verkarstet. Was Kim Il Sung kann, sollten doch andre Regierungen können, möchte man meinen.

Der Drei-Tage-See (so heißt er) ist entzückend zwischen Wäldern gelegen. Es gibt viele Wälder überall. Kim Il Sung hat für Aufforstung des im Kriege verwüsteten Landes gesorgt. (Schon sehe ich mich von den Sachen her gezwungen, immer Kim Il Sung zu erwähnen. Wirklich: er war und er ist es, der dem Land zum Wohlstand hilft. Er forstet auf, er legt Stauseen an, er . . . Schon verstehe ich etwas von dem, was man den »Personenkult« nennt.)

Der See hat mehrere kleine Inselchen. Wir rudern ans andre

Ufer. Wir sind nicht die einzigen: eine Schar russischer Touristen sind auch da. Auf einem der Inselchen liegen drei Russinnen auf dem Rücken, in Bikinis, die Achselträger gelöst, fast nackt, die Schenkel lässig gespreizt, drei stämmige, rosahäutige Frauen. Ich beobachte meine männlichen Begleiter. Derlei sieht man in ganz Nordkorea sonst nicht. Nordkoreaner entblößen sich nicht. Die Verhülltheit gehört zu ihrem Wesen genauso, wie die ruhigen Bewegungen und das leise Reden. Es ist schon westlicher verderblicher Einfluß, wenn Männer Hemden mit kurzen Ärmeln tragen und Frauen enge Pullover. Das lernen sie, wenn sie im Westen studieren.

Meine männlichen Begleiter werfen einen erstaunten Blick auf die schier nackten Russinnen, auf dieses viele rosa Fleisch, das sich hier so ungeniert darbietet, absichtlos gewiß, doch eben ohne Gefühl fürs Hier-Gehörige. Dann wenden sie sich diskret ab, mit einem Lächeln, das besagt: Da sieht man die westliche Verkommenheit, den Mangel an Stilgefühl.

Ich denke: einmal waren die Sowjet-Kommunisten doch auch recht prude, recht puritanisch, und betrachteten westliche Besucherinnen in Hosen und ärmellosen Pullovern als Zeugen der Unmoral kapitalistischer Länder. Das war einmal. Sie haben die Unsitten und Geschmacklosigkeiten der USA längst übernommen, während sie noch immer dagegen losziehen, theoretisch.

Ich identifiziere mich hier mit den Nordkoreanern und schäme mich plötzlich unsrer westlichen Libertinage, unsrer Stillosigkeit, unsres Mangels an Kultur, unsrer Ehrfurchtlosigkeit, unsres lauten Geschreis, unsres brutalen Umgangs untereinander. Das Negative ist nicht an den Kapitalismus gebunden, es zeigt sich überall. Auch der Ferne Osten wird seine noble Kultur verlieren, ganz gleich unter welcher Regierungsform. Nordkorea besitzt noch Kultur. Freundlichkeit ist eine ihrer Früchte.

Wir lagern uns auf einem Felsplateau überm Meer, in der Nähe einer Quelle. Hier kann man das Wasser unabgekocht trinken, aus jedem Bach kann man trinken, und die Wildkräuter pflückt man und ißt sie ungewaschen, hier gibts keine Verschmutzung und Vergiftung. Die Industrie ist weitab im Norden. Nach dem Essen wird aufgeräumt. Da

## IX. Intermezzo am Drei-Tage-See

Die gewagteste politische Maßnahme Lykurgs ist die Landverteilung. Denn da eine furchtbare Ungleichheit bestand, viele besitz- und erwerbslose Menschen dem Staat zur Last fielen und der Reichtum in ganz wenige Hände zusammengefloßen war, so ging er daran, die größten Gebrechen des Staates, Armut und Reichtum, auszutreiben. Er überredete die Bürger, den gesamten Grund und Boden zur Verfügung zu stellen und ganz neu aufzuteilen, damit danach alle gleich unter gleichen Bedingungen leben und einen Vorrang nur durch Tüchtigkeit erstreben konnten. . . .

PLUTARCH

Großer Ausflug mit vier Autos, auch Koch und Küchenmädchen fahren mit, denn wir werden ein Picknick dort machen.

Der See ist ein Stausee, einer der vielen künstlichen Seen, die Teil des ausgedehnten, kunstreichen Bewässerungssystems hier sind. Man pumpt das Wasser der Flüsse auf eine zentrale Höhe, von der aus es nach Bedarf durch Kanäle über das ganze Land hin verteilt wird. So gibt es nie Überschwemmungen und nie Dürren. Diese Art der Wasserversorgung ist so vorbildlich, daß ich mich frage, warum sie denn nicht auch andernorts durchgeführt wird, etwa in Italien, wo es jährlich riesige Überschwemmungen gibt am Po und am Arno, und wo Unsummen ausgegeben werden müssen, um die so entstandenen Schäden zu beheben, während der Süden des Landes aus Wassermangel verkarstet. Was Kim Il Sung kann, sollten doch andre Regierungen können, möchte man meinen.

Der Drei-Tage-See (so heißt er) ist entzückend zwischen Wäldern gelegen. Es gibt viele Wälder überall. Kim Il Sung hat für Aufforstung des im Kriege verwüsteten Landes gesorgt. (Schon sehe ich mich von den Sachen her gezwungen, immer Kim Il Sung zu erwähnen. Wirklich: er war und er ist es, der dem Land zum Wohlstand hilft. Er forstet auf, er legt Stauseen an, er . . . Schon verstehe ich etwas von dem, was man den »Personenkult« nennt.)

Der See hat mehrere kleine Inselchen. Wir rudern ans andre

Ufer. Wir sind nicht die einzigen: eine Schar russischer Touristen sind auch da. Auf einem der Inselchen liegen drei Russinnen auf dem Rücken, in Bikinis, die Achselträger gelöst, fast nackt, die Schenkel lässig gespreizt, drei stämmige, rosahäutige Frauen. Ich beobachte meine männlichen Begleiter. Derlei sieht man in ganz Nordkorea sonst nicht. Nordkoreaner entblößen sich nicht. Die Verhülltheit gehört zu ihrem Wesen genauso, wie die ruhigen Bewegungen und das leise Reden. Es ist schon westlicher verderblicher Einfluß, wenn Männer Hemden mit kurzen Ärmeln tragen und Frauen enge Pullover. Das lernen sie, wenn sie im Westen studieren.

Meine männlichen Begleiter werfen einen erstaunten Blick auf die schier nackten Russinnen, auf dieses viele rosa Fleisch, das sich hier so ungeniert darbietet, absichtlos gewiß, doch eben ohne Gefühl fürs Hier-Gehörige. Dann wenden sie sich diskret ab, mit einem Lächeln, das besagt: Da sieht man die westliche Verkommenheit, den Mangel an Stilgefühl.

Ich denke: einmal waren die Sowjet-Kommunisten doch auch recht prüde, recht puritanisch, und betrachteten westliche Besucherinnen in Hosen und ärmellosen Pullovern als Zeugen der Unmoral kapitalistischer Länder. Das war einmal. Sie haben die Unsitten und Geschmacklosigkeiten der USA längst übernommen, während sie noch immer dagegen losziehen, theoretisch.

Ich identifiziere mich hier mit den Nordkoreanern und schäme mich plötzlich unsrer westlichen Libertinage, unsrer Stillosigkeit, unsres Mangels an Kultur, unsrer Ehrfurchtslosigkeit, unsres lauten Geschreis, unsres brutalen Umgangs untereinander. Das Negative ist nicht an den Kapitalismus gebunden, es zeigt sich überall. Auch der Ferne Osten wird seine noble Kultur verlieren, ganz gleich unter welcher Regierungsform. Nordkorea besitzt noch Kultur. Freundlichkeit ist eine ihrer Früchte.

Wir lagern uns auf einem Felsplateau überm Meer, in der Nähe einer Quelle. Hier kann man das Wasser unabgekocht trinken, aus jedem Bach kann man trinken, und die Wildkräuter pflückt man und ißt sie ungewaschen, hier gibts keine Verschmutzung und Vergiftung. Die Industrie ist weitab im Norden. Nach dem Essen wird aufgeräumt. Da

hier kein Papier liegen, keine Diemascie, keine Limonadendose. Nirgendwo im Land sehe ich Unrat und Abfall. Das Land gehört allen, und alle fühlen sich verantwortlich für seine Sauberkeit und Schönheit. Auf der Fahrt von Pyöngyang nach Won San war mir schon aufgefallen, daß die Autostraße (die wenig befahren ist) nicht von Kehrmaschinen gesäubert wird; Gruppen von Frauen und Jugendlichen kehren sie mit Besen. Ich habe das kritisiert, ich finde es ungesund und unwirtschaftlich und unpassend. Man erklärt mir, jede Anliegerortschaft ist für ihren Teil der Autostraße verantwortlich. Ob ich nicht gesehen habe, daß jede dieser Ortschaften bestrebt ist, ihren Straßenrand schön zu bepflanzen, nach eigenem Geschmack? Doch, ich sah das. Aber... Und ob ich es nicht recht finde, daß die Leute, die jungen, dazu erzogen werden, sich verantwortlich zu fühlen für die Landschaft? Und ob ich es nicht gut finde, daß dort, wo Menschen etwas tun können ohne große Mühe, es nicht Maschinen tun sollen? Ob es nicht im Sinne der Ökologie sei, wenn die Technik nur dort angewendet werde, wo sie wirklich nötig sei? Das Kehren der Straßen und das Schönhalten der Randstreifen sei eine leichte Arbeit, dazu brauche man keine Maschine und kein Öl.

Aber der Staub...? Ich sah doch auch in Won San eine Gruppe von Schulkindern, die gebückt, mit kleinen Besen die Uferstraße kehrten. Das, so sagte man mir, sei nicht ungesünder als chemisch vergiftete Luft einzuatmen. Und es stärke den Gemeinschaftsgeist. Das ist einzusehen.

Mir fällt auf, daß es hier am See und auch sonst nirgendwo Privat-Badestrände und Privatvillen gibt. Nirgendwo ein Warnschild: Privateigentum, betreten verboten.

Hier gibt es schlechthin kein Privateigentum an Erde und Wasser. An nichts. Sieht man einen schönen Platz, so steht dort ein Erholungsheim für das arbeitende Volk oder auch ein Gästehaus für ausländische offizielle Besucher. Haben die Spitzenfunktionäre keine eigenen Villen? Sie besitzen so wenig ein eigenes Haus wie alle andren, aber natürlich haben sie die Möglichkeit, sich kostenlos in eines der dafür vorgesehenen Häuser zurückzuziehen. Alles ist Gemeinbesitz, alles ist nur Leihgabe, widerruflicher, nicht verkauf- und nicht vererbbarer Besitz.

Nicht einmal in der Sowjetunion ist man so radikal, dort

man hat den Staat und Boden für eine Periode auf dem Land für die Dauer von fast hundert Jahren pachten. Hier nicht. Das ist Ur-Kommunismus, wie ihn auch Mohammed für Persien anordnete: Erde, Wasser und Feuer (Energie) sind Gemeingut.

Ich denke an die ungeheure Bodenspekulation im kapitalistischen Westen, und an die unselige Verwechslung von Haben und Sein. Hier macht das Viel-Haben einen Menschen nicht zum Mächtigen und allseits Privilegierten. Hier gilt einer nachdem, was er ausdrücklich für die Gemeinschaft leistet.

Natürlich gibt es in sozialistischen Ländern statt des Besitzes an Geld und Gut den der Macht, und nirgendwo auf Erden, in keinem politischen System, ist es unmöglich, Macht nicht zu mißbrauchen. Korruption der Funktionäre ist überall zu finden. Ich werde darüber hier nichts erfahren, ich nehme aber an, daß Kim Il Sung selbst frei davon ist, denn mit seiner moralischen Integrität steht und fällt seine Ideologie und sein Regierungssystem. Seine Unbescholtenheit garantiert seine Stellung. So wird er vermutlich auch von all seinen Mitarbeitern Integrität verlangen. Das ist eine Hypothese, die sich mir aus dem gesamten Kontext der nordkoreanischen Politik ergibt.

Kim Il Sung bei den »Kisängs«, den Edelhuren, in einem Luxushotel, ist schlechthin undenkbar. Der südkoreanische Präsident Park Chang Hee wurde bei einer seiner Orgien ermordet. Oder Kim Il Sung, sein Privatvermögen in die Schweiz rettend, wie der persische Schah es machte: undenkbar.

Keinen Privatbesitz haben, scheint den Bürgern westlicher kapitalistischer Länder das Schlimmste, was ihnen der Sozialismus antun kann. Ist es denn wirklich so, daß uns unser Privatbesitz glücklich macht? Alte Weisheit: Geld macht nicht glücklich. Ja, aber macht Geld nicht frei? Wer Geld hat, kann frei damit schalten, er kann auch für seine Nachkommen Sicherheit schaffen. Das wohl. Aber sind die Nachkommen dafür dankbar? Und sind die »Sicherheiten« sicher? Und MUSS man gesichert leben? Wir, die wir Christen sind, haben noch immer nicht begriffen, daß Besitz keineswegs frei macht, sondern versklavt. »Unser tägliches Brot« sollen wir erbitten, nicht einen Kornspeicher.

Der reiche junge Mann, der zu Jesus kam und sagte, er wolle ihm nachfolgen, also ein Leben im Geist und in der Liebe führen, aber seinen Besitz nicht aufgeben wollte. . . . »Und Jesus blickte ihm traurig nach.« Hier in Nordkorea ist das kein Problem. Der Nichtbesitz verringert die Sorgen um seine Mehrung und Sicherung, er mindert die Lebensangst, er macht frei. Aber wer im Westen will so ein Christ sein wie die Nordkoreaner Sozialisten sind?

Freilich: hier in Nordkorea ists auch leicht, besitzlos zu leben, da der Staat für alles sorgt: für Alter und Invalidität (Rente), für Krankheitsfälle (Medikamente, Klinik, Operationen kostenlos), für die Schulbildung der Kinder (Schulwesen kostenlos), für alles, was einem Menschen schwere Sorgen machen kann. Arbeitslosigkeit gibt es auch nicht, Mieten sind spottbillig, die Preise für alles, was man zum Leben braucht, niedrig, seit 1953 gab es keine Preiserhöhungen. Das kann der Staat leisten, weil es keine Ansammlung von Kapital in wenigen privaten Händen gibt und weil die allgemeinen Bedürfnisse bescheiden sind. Devisen werden gespart, vor allem wird wenig Geld ausgegeben für Erdöl, und für Luxusgüter überhaupt keines.

Das hört sich nach grauer Kargheit an. Aber hier ist kein Grau und kein Mangel an dem, was wir »Lebensqualität« nennen. Das Volk ist heiter und sorglos. »Der Vater sorgt für uns.« Kim Il Sung ist, ob er das will oder nicht, an die Stelle Gottes getreten. Wenigstens ist das noch jetzt so. Das Urvertrauen der Nordkoreaner ist beneidenswert.

Lykurg wies alle, die aus keinem triftigen Grund ins Land kamen, wieder aus, damit sie nicht als Lehrmeister des Schlechteren wirken konnten. Denn mit fremden Menschen kommen notwendig fremde Gedanken herein. Fremde Gedanken führen zu neuen Werturteilen, aus denen neue Begierden und neue Zielsetzungen entspringen, die nicht im Einklang sind mit dem bestehenden Staate.

PLUTARCH

Natürlich bin ich nicht so naiv, zu meinen, daß man hier im Paradies lebe. Man hat beschnittene Freiheiten, wenn man gewisse Einschränkungen als Freiheitsberaubung empfindet. Man kann nicht ins Ausland reisen, außer man hat einen Auftrag. Man kann sich den Arbeitsplatz nicht immer aussuchen, man wird zugeteilt. Man kann nicht immer studie-

ren, was man will, man richtet sich nach der Nachfrage. Man kann nicht einfach nichts-tun, man muß mitarbeiten. Vom Kapital schön leben in Ruhe, das geht hier eben nicht. Man kann auch nicht alles schreiben, was man will. Auch ohne Zensur (die es sicher gibt) ist man vom Geist der Revolution her zu bestimmten Themen und Stilen gezwungen, und die Wünsche des Präsidenten werden respektiert. Wäge man die Vor- und Nachteile der (bedingten) westlichen Freiheit auf gegen jene der nordkoreanischen Unfreiheiten im einzelnen . . .

»Gemeinnutz geht vor Eigennutz.« Dort.

## X. Zwischenwort

Da weder Vor- noch Nachworte gelesen werden, vor allem von Kritikern nicht, obwohl ihnen das Lesen eben dieser Vor- oder Nachworte das Verständnis eines Buches erleichtern könnte, will ich Vor- und Nachwort in die Mitte des Buches setzen, wo es so leicht nicht übersehen werden kann.

Meine Arbeit über Nordkorea ist die Frucht langer Arbeit und eines besonderen Verhältnisses zu Korea, das mich auch bewog, im »Internationalen Komitee für die friedliche Wiedervereinigung Koreas« als Beirat zu arbeiten. Ich habe sozusagen »von Natur aus« ein intuitives Verständnis für den Fernen Osten. Daher ist es mir möglich, Fernöstliches mit östlichen UND westlichen Augen zu sehen. Somit gelingt es mir, den Fehler westlicher Journalisten zu vermeiden: den Osten mit westlichen Augen anzuschauen und darum nichts zu begreifen. Man muß bedenken, daß eine rein östliche Betrachtung Europas ebenfalls zu absurden Fehlurteilen führen muß. Höchstmögliche Identifikation mit einem fremden Land ist Grundbedingung für ein gerechtes Urteil. Ich möchte, daß man Nordkorea kennenlernt, weil uns diese Kenntnis nützlich sein kann. Ich denke nicht an wirtschaftlichen Nutzen, sondern an politisch-ethischen, an geistigen Nutzen. Ich möchte mit meiner Arbeit erreichen, daß man im Westen eine Art von Sozialismus kennenlernt, die nicht nur für die Zukunft der Dritten Welt entscheidend Modell ist, sondern auch uns anderen Impulse für ein mutiges Umdenken in Richtung eines möglichen Sozialismus geben kann und den blinden Glauben an einen unumgänglichen Kampf zwischen dem kapitalistischen und dem kommunistischen System abbauen hilft.

Beide Systeme könnten friedlich nebeneinander existieren, würde man nicht auf beiden Seiten Angst, Mißtrauen, Haß schüren durch eine penetrante Propaganda, die einer Gehirnwäsche gleicht und deren Verlogenheit die Propagandisten selbst sehr wohl kennen, sie aber als unfehlbares

Mittel zur Verdummung und Gefügigmachung der Volksmassen benützen. Auf beiden Seiten. Soll die Menschheit weiterbestehen, so muß sie lernen, daß der Kampf beider Systeme, identisch mit den Großmächten, sinnlos ist, und daß beide Systeme aneinander und zueinander wachsen müssen. Zum Lernweg gehört, daß der Westen das Wort Kommunismus nicht mehr undifferenziert und nicht mehr als Schockwort gebrauchen kann, ohne die wahren, die konkreten Verhältnisse zu verfälschen. Ebenso muß die andere Seite lernen, das Wort Kapitalismus nicht mehr propagandistisch zu gebrauchen als ein Sammelwort für alles, was der Entwicklung des Sozialismus im Wege zu stehen scheint oder wirklich steht. Man muß auf beiden Seiten lernen, VERNÜNFTIG zu sein statt kollektiv pubertär-aggressiv.

Es geht mir in dieser Arbeit nicht einfach darum, ein weltweit propagandistisch verzerrtes Bild und Urteil über Nordkorea zu korrigieren (wenn auch dabei nicht unkritisch verfahren), sondern unser aller Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben dem Bereich der Utopie marxistischer wie religiös-eschatologischer Art zu entziehen und auf unsere konkrete Gegenwart zu stellen. Nordkorea ist noch nicht das Ideal eines sozialistischen Staates »mit dem menschlichen Gesicht«, aber es ist immerhin auf dem Wege dazu, und das sollten wir ohne Vorurteile anschauen. Nur der vorurteilslose Blick sieht richtig und findet die Wahrheit.

## XI. Reise durchs Land

Ehebruch galt bei den Spartanern für etwas Unglaubliches. So wird ein Wort des Geradas überliefert, der auf die Frage eines Fremden, was man bei ihnen mit den Ehebrechern macht, erwiderte: »Bei uns gibt es keine Ehebrecher, lieber Fremdling.« Und als der andere beharrte: »Wenn es aber doch einen gäbe?« antwortete Geradas: »Dann muß er als Buße einen Ochsen zahlen, so groß, daß er mit dem Kopfe über den Taygetos schauen und aus dem Eurotas saufen kann.« Und als der Fremde erstaunt sagte, wie es einen so großen Ochsen geben könne, lachte der Spartaner und sagte: »Wie kann es also in Sparta Ehebrecher geben?«

PLUTARCH

Won San, östliche Hafenstadt. Das Hotel liegt am Meer. Ein sehr großes Hotel mit einer halbwegs prunkvollen Halle und freundlichen Zimmern, aber man sieht, wann es gebaut wurde: kurz nach dem Krieg, sehr eilig und ohne gute Fachkräfte. Improvisiert. Ich erinnere mich an das, was X. mir gesagt hatte nach der Rückkehr aus Nordkorea: Manches funktioniert nicht, aus dem Warmwasserhahn kommt nichts oder es gibt nur warmes Wasser, kein kaltes, die Türen schließen nicht und so fort. Nun, ich hatte mir alles schlechter vorgestellt, aber auch das Unzulängliche stört mich nicht. Was nützt uns der westliche »Komfort«? Sind wir mit unsern Luxushotels glücklicher? Illusion, daß Reichtum und Perfektion unsere Lebensqualität steigern. Im Gegenteil. Das Ratten-Experiment des Verhaltensforschers König zeigt es: zwei Käfige mit Ratten, gleich alt, gleich gesund; die einen werden ein wenig karg gehalten, die andern werden überfüttert. Die Folge: die im Luxus leben, werden aggressiv und pervers und bringen sich gegenseitig um. Die andern, nun die leben normal und lang und gesund. Wer wie ich die armen Nachkriegsjahre in Deutschland erlebte, der weiß, daß man in der Kargheit intensiver und hoffnungsvoller lebt als in der Satttheit. Ich entbehre hier nichts. Eines aber stört mich: daß die Zimmertür zwar Schloß und Schlüssel hat, daß man sie aber dennoch mit einigem Gewalt aufdrücken kann. Ich sage das Herrn Chang, setze aber

hinzu, daß das nebensächlich sei, mir bedeute technische Perfektion wenig. Aber Herr Chang ist empfindlich in diesem Punkt, er war zu lange im Westen. Er sagt, sein Land sei immer noch erst im Aufbau und es werde den Westen einholen.

Um Gotteswillen, wollen Sie das doch nicht.

Ich erzähle ihm das Ratten-Experiment.

Er meint, es gebe doch ein mittleres Maß, und eben das strebe man hier an: einen technischen Fortschritt, der sich an den echten Bedürfnissen der Menschen ausrichtet, statt daß er ihnen aufgezwungen wird. Konsumzwang soll es hier nie geben.

Vielleicht, oder wahrscheinlich, seid Ihr hier im Vorteil in der Zukunft: Ihr seid an gewisse Entbehrungen gewöhnt und werdet viel leichter eine Weltwirtschafts-Krise überstehen als wir Verwöhnten. Ihr habt nie technische Perfektion und Wohlstand mit Glück verwechselt.

Aber, sagt Herr Chang, der Präsident will, daß wir Fortschritt haben. Wir nennen es technische Revolution. Im übrigen: wir sind von der Ölkrise nicht betroffen, wir haben Kohlen und Wasserkraft, wir sind in hohem Maße autark, das zu sein ist das Ziel unsrer Dschudsche-Ideologie: Selbständigkeit auf allen Gebieten. Darüber muß Herr Kim mit Ihnen reden.

Heute morgen bemerke ich eine große Bewegung im Hafen. Ein Schiff ist eingelaufen, ein großes weißes Passagierschiff. Viele Menschen ziehen dort herum, viele Schulkinder auch, und Berge von Gepäck werden ausgeladen. In der Hotelhalle ist ebenfalls ungewohnte Bewegung, und auch dort stapeln sich Berge von Koffern und Taschen und Bündeln. Kein Gepäck normaler Reisender, und die Leute sind sichtlich Touristen. Es sind Koreaner vom Typ her, manche sehen eher wie Japaner aus. Was für Leute sind das? Es sind Rückkehrer, Heimkehrer aus dem japanischen Exil. Ich kenne ihre Geschichte, da ich die Geschichte meines Freundes Isang Yun kenne. Während der Zeit der japanischen Besetzung Koreas verschleppten die Japaner als Kolonialherren viele Koreaner nach Japan als »Gastarbeiter«, genau gesagt als rechtlose Sklaven. Sie durften ihre Muttersprache nicht mehr sprechen, darauf stand Strafe, sie durften keine

höheren Schulen besuchen und keine bürgerlichen Berufe lernen und ausüben. Sie durften nicht einmal mehr ihre koreanischen Namen tragen. Sie waren echte Parias. Warum wurden sie 1945 nach der Niederlage Japans durch die USA nicht in ihre Heimat zurückgeführt? Vermutlich weil man in Japan Aufbaukräfte brauchte und weil die USA ein Interesse daran hatten, daß Japan rasch wieder ein einträglicher Handelspartner werde und daß Nordkorea schwach bevölkert bleibe. Die südkoreanische Regierung hat sich, soviel ich weiß, nicht um die Emigranten bemüht. Kim Il Sung erreichte nach langen Verhandlungen, daß 1959 die ersten Koreaner zurückkehren konnten, seither kommt Gruppe um Gruppe zurück.

Ich denke an unsre Aussiedler aus dem deutschen Osten. Sie kamen in Lager, bis man einen Arbeitsplatz für sie fand. Hier ist Wohnung und Arbeitsplatz vorbereitet. Die Heimkehrer sind höchst willkommen, nicht nur, weil Kim Il Sung sein Volk beisammen haben will, sondern auch, weil Nordkorea ein Land ohne Volk ist, es hat nur siebzehn Millionen Einwohner. Südkorea ist nicht größer und hat sechsunddreißig Millionen. Es quillt über von Menschen. Nordkorea braucht sie.

Die Ältesten wurden 1909 verschleppt. Ich sehe unter den Angekommenen einige Uralte. Die Jüngeren sind in der Sklaverei geboren und aufgewachsen. Jetzt sind sie freie Staatsbürger im befreiten Land. Noch warten viele in Japan auf die Erlaubnis der Rückkehr. Es ist klar, daß die Heimkehrer dem Präsidenten dankbar sind und daß sie willige, freudige Mitarbeiter der sozialistischen Revolution sein wollen, nachdem sie in Japan den Kapitalismus in krasser Form kennengelernt haben.

Wie sind jetzt die Beziehungen zwischen Japan und Nordkorea? Der bessere und junge Teil der Japaner schämt sich der Vergangenheit. Viele Japaner kommen nach Nordkorea, um sich zu informieren. Ich habe in der Bibliothek meines Arbeitszimmers im Pyöngyanger Gästehaus mehrere Bücher gefunden mit Aufsätzen japanischer Journalisten und Politiker aller Parteien. Sie sind positiv, ja voller Bewunderung für das, was in Nordkorea geleistet wurde. Auch die Person Kim Il Sungs wird geschätzt. Man scheint sich im heutigen Japan sehr mit dem Modell Nordkorea zu

befassen. Aber für Japan ist es kein Modell, kann es nicht sein. Es muß seinen eigenen Weg zum Sozialismus finden, wenn es ihn haben will.

Besuch in der Musikschule Won San. Keine Musikhochschule, also keine Ausbildung zu Berufsmusikern und Künstlern. Einfach eine Stätte, an der begabte Kinder und Jugendliche singen und Instrumente spielen lernen zum Hausgebrauch. Wer sich als sehr begabt erweist, wird dann zur Musikhochschule aufsteigen. Was die jungen Leute hier leisten, ist schon beachtlich. Es gibt Einzel- und Gruppenunterricht. Ich höre einzelne geigen, flöten, Cello und das einheimische Saiten-Instrument Kayagum spielen. Mir zu Ehren gibt man ein Konzert. Ein Student dirigiert. Aber nicht gut. Viel zu dick ist das Orchester, viel zu laut. Es hört sich an wie im Zirkus: gleich werden die Pferde und Löwen in die Arena traben. Das Stück kenne ich nicht, es ist westlicher Herkunft und mittelmäßig. Alle Volksmusik dagegen ist schön. Auch die Tänze sind ungemein reizend. Alles Einheimische gelingt, alles Westliche wird schief. Da ist noch viel aufzuholen. Die Südkoreaner studieren in Europa und den USA. Das müßten die Nordkoreaner auch tun. Vorläufig schicken sie nur ihre Techniker in die sozialistischen Staaten des Westens. Übrigens ist die musikalische, die musische Ausbildung natürlich kostenlos, wie alle Schulbildung hier.

Frage: warum legen alle sozialistischen Staaten so großes Gewicht auf die musische Ausbildung ihrer Jugend? Steht bei ihnen die Kunst höher im Kurs als in den kapitalistischen Demokratien? Es scheint tatsächlich so. Wo sonst gibt es diese musischen Bildungsstätten, die der Staat bezahlt? Wo sonst lernen die Kinder kostenlos Instrumente spielen? Wo vermag man die Jugend so lebhaft für Kunstausübung zu begeistern und so beharrlich bei der Stange zu halten, obgleich kein Zwang besteht?

Was ist die Absicht des Staates, wenn er soviel Geld zur Verfügung stellt für Kunsterziehung? Gehört die musische Erziehung zum proklamierten Ziel der Hebung des Bildungsniveaus? Oder ist die Kunst das am besten geeignete Medium, die Jugend für den Staat zu begeistern, der ihr diese schönen Möglichkeiten schafft? Ist die Kunst, vorweg

die Musik, die unauffälligste und wirksamste Methode der Indoktrinierung von Kindheit an? Führt der Weg zum Einheitsdenken über die Musik, welche das kritische Denken überflutet mit unbewußten Inhalten? Nimmt der Staat die künstlerische Erziehung so kräftig in die Hand, damit eine Einheits-Volkskunst entstehe und unerwünschte Einflüsse westlich-dekadenter Art ausgeschlossen sind? Liegt der gesamten musischen Erziehung in Nordkorea ein bestimmter durchgängiger Plan zugrunde?

Die Sowjetunion sieht in ihren Kunstschulen, in den Pionierpalästen, eine Stätte der Ausbildung zu Künstlern, die weltkonkurrenzfähig sind, und in der Tat gehen aus diesen Bildungsstätten große Musiker und Tänzer hervor. Will Nordkorea das auch? Es scheint nicht. Es denkt nicht an Weltkunst, es will eigentlich nur eine Volkskunst. Aber es kann nicht umhin, sich für die westliche Kunst zu öffnen. So herrscht vorerst eine peinliche Unsicherheit.

Schon Platon hat für seinen idealen Staat der Musik eine große Rolle zugeteilt, er hat sogar vorgeschrieben, welche Tonarten verwendet werden dürfen, welche nicht. Es gibt Tonarten, die verweichlichen, und andre, die stärken und anregen. In der koreanischen Volksmusik, wie ich sie hier allerorten aus den öffentlichen Lautsprechern höre, herrscht eine reine Dur-Tonart, ohne Halbtöne, scheint mir. Sie klingt reizend und beruhigend und kinderliedhaft. Ist das Absicht und Methode?

Ich höre, daß man in Nordkorea alle Instrumente selbst baut, nur die Ziehharmonika führte man ein. So sind alle Instrumente noch sehr jung. Daher kommt es wohl, daß sie noch keinen Schmelz haben und etwas roh klingen.

Überall in der Welt hat Musik mit Politik zu tun. Marschmusik feuert an, macht aggressiv und kollektiv gehorsam. Volkslied-Melodien in Moll drücken Klage aus. Protestsongs wecken politische Emotionen. Und so fort. Was man hier in Nordkorea hört, ist heiter. Es macht zur Arbeit geneigt und zur Freundlichkeit. Musik hat hier auch einen demokratischen Zeichenwert: Sie war, wie Kunst überhaupt, das Vorrecht der insgesamt privilegierten Klasse: der Feudalherrenschaft. Nur die feinen reichen Leute konnten sich den Luxus der Kunst leisten. Jetzt können alle teilnehmen. Alles gehört allen, auch die Kunst. Hier verkommt

kein Talent, weil das Geld zur Ausbildung fehlt. Übrigens hat jeder Betrieb, jede Fabrik ein eigenes Orchester, und zudem gibt es ein Orchester, das nur aus Frauen besteht. Ich hörte es im Radio und sah es im Fernsehen.

### Im Diamantgebirge

Ich schaue verwirrt von meinem Hotelzimmer aus in die Landschaft: bin ich in Korea oder in den Dolomiten? Ein hohes Zackengebirge, grauer Fels, und ein Gebirgstal mit viel maifrischem Laubwald und einem rauschenden Bach, der sich weiter unten im Tal unter blühenden Kirschbäumen verliert. Wunderbar reine Luft, kühl, fast kalt und winterlich scharf. Und am Himmel viele Sterne, groß und blank. Im Hotel wird geheizt jetzt am Abend. Bei unsrer Ankunft war es draußen heiß.

Warum heißt das Gebirge Diamantgebirge? Gibt es hier Diamanten?

Herr Chang sagt: Oh, ja, und Gold.

Man schürft also?

Nein.

Nein?

Der Präsident hat es verboten. Er will kein Goldfieber im Land. Und er will nicht, daß die wunderschöne Landschaft zerstört oder auch nur aufgestört wird. Dieses Gebirge ist uns heilig.

Warum?

Weil hier unsre Schutzgeister leben, die acht Feen.

Herr Chang! Sie als moderner Aufgeklärter!! Brauchen Sie einen Mythos, weil Sie keine Religion mehr haben?

In diesem Gebirge wurde im Koreakrieg heiß gekämpft. Da drüben liegt Südkorea. Ganz nahe. Das Gebirge blieb in unsrer Hand. Der Sieg hat große Opfer gefordert. Das ist unser Mythos, denn es ist unsere Leidens- und Siegesgeschichte.

Heute sind wir ins Gebirge gegangen und haben einen sehr steilen Aufstieg gemacht zu den Wasserfällen. Ein steiniger Pfad, der über schwankende Hängebrücken führt. Darunter eisklares reißendes Wasser, darüber blühende Kirschbäume. Wo das Wasser sich in tiefen Steinbecken sammelt und

ruht, spiegeln sich die Blütenbäume. Am Ende des Aufstiegs ein Rasthaus in Tempelform. Gegenüber der Wasserfall, eine Sturzflut von Wasser aus großer Höhe, aus dem nackten Fels. Dort drüben, oben, sind acht Seen, in denen die acht Feen wohnen.

Dort also ruhen Diamanten und Gold im Boden. Und es wird nicht geschürft. Ich bewundere die Entscheidung. Welches andere Land der Welt würde auf den Schatz verzichten?

Das Gebirge ist ein Ort der Erholung für das arbeitende Volk, sagte Kim Il Sung, es ist kein Ort der Zerstörung um des Geldgewinnes willen.

Umkehrung der Werte. Ich erinnere mich meines kalten Entsetzens, als ich bei meinem ersten Besuch in den USA bei der Erwähnung eines Mannes die Frage hörte: Wieviel ist er wert?

Wieviel? Nicht: was ist er wert. Wieviel also. Die Antwort: Drei Millionen. Sein Wert wurde gemessen an seinem Geld.

Mir fällt auf, daß hier nie von Geld die Rede ist.

Wir haben, was wir brauchen, sagt Herr Chang.

Was heißt das?

Jeder Einwohner bekommt vom Staat eine monatliche Rente. Sie wird bestimmt nach dem Grad der Verantwortung, die einer hat. Aber die Unterschiede sind nicht groß. Es gibt keine Armut und es gibt keinen Reichtum. Es gibt auch keine Hütten der Armen und keine Luxusvillen der Reichen. Jeder hat ein Haus oder eine Wohnung. Weder die Wohnung noch das Haus gehört ihm. Er zahlt Miete, aber sie ist sehr niedrig. Die meisten haben zwei Zimmer und Küche und Bad. Die hohen Funktionäre und die Universitätsprofessoren haben drei Zimmer, und sie haben ein Auto zu ihrer Verfügung, aber es gehört ihnen nicht. Wir haben sehr gute Verkehrsmittel, wir können auf ein Privatauto verzichten. So sparen wir Benzin und halten unsre Luft sauber. Es geht sehr gut so.

Man muß hoffen, daß hier die Parallele mit Lykurg NICHT stimmt: »Nach seinem Tode strömte wieder Geld ins Land und mit dem Geld kam Habsucht und Streben nach Reichtum, und die Gesetze des Lykurg wurden so untergraben...«

## XII. Dorf-Erfahrungen

Mit der Erziehung, die er für die wichtigste Aufgabe des Gesetzgebers ansah, fing er ganz von vorne an und richtete sein Augenmerk auf Eheschließung und Kinderzeugung... Die Knaben gab er nicht in die Hände von gekauften oder gemieteten Pädagogen, noch durfte jeder seinen Sohn aufziehen wie er wollte, sondern er nahm selbst alle, sobald sie sieben Jahre alt waren, zu sich und teilte sie in Gruppen ein, in denen sie miteinander aufwuchsen, erzogen und gewöhnt wurden, beim Spiel wie bei ernster Beschäftigung immer beisammen zu sein. Als Führer der Gruppe wählten sie selbst denjenigen, der sich durch Klugheit und Kampfesmut auszeichnete. Auf ihn blickten sie und unterwarfen sich seinen Strafen, so daß die Erziehung wesentlich in der Übung des Gehorsams bestand...

PLUTARCH

Herr Chang hat mir einen Übernamen gegeben, der auf deutsch heißt: Frau »Was-tun-wir-morgen?«.

Man mag hier diesen Eifer nicht, mit dem ich Informationen sammle. Nicht als sei man unwillig, sie mir zu geben. Nur: warum diese Eile?

Schauen Sie die Leute an, sagt Herr Chang. Die laufen nie, und die Arbeiter auf den Feldern, die überanstrengen sich nie, auch bei der Reispflanzung nicht, sie setzen sich immer wieder hin, der Präsident will, daß die Leute in Ruhe und Freude arbeiten, ohne Nervosität. Aber gut: was wollen Sie morgen sehen?

Eine Dorfschule und eine Dorfkllinik, bitte.

Wir fahren also über Land. Ein heißer Tag. Es hat lange nicht geregnet, wir fahren in Staubnebeln, hinter denen rot die Sonne steht. Aber auf den Straßen gehen Scharen von Menschen, viel Jugend, sie gehen zur Feldarbeit, hier wird nicht Reis, sondern Mais gepflanzt, also ins Trockene, nicht in Schlammfelder. Keine angenehme Arbeit. Ich bitte den Kameramann, das zu filmen. Er tut es ungern. Das gebe ein ungutes Bild von Nordkorea, meint er. Ich widerspreche ihm. Also filmt er ein weites Feld mit Pflanzern hinter Staubschleiern.

Die Klinik gehört zu einem Dorf, das, Dach an Dach, in eine flache Talmulde geduckt ist. Fünfzig Häuser wie überall bilden das Dorf. Diese Dörfer scheinen alt, aber sie wurden fast alle nach dem Krieg gebaut, also nach einem Plan. Aber wie bringen die Nordkoreaner es zuwege, daß das Ganze keinen öden Siedlungscharakter hat, da doch die Häuser alle sich gleichen? Die geschweiften Dächer mit den Giebel-schnitzereien schaffen den Eindruck lebendiger Bewegung. Man sollte ähnliche Lösungen auch bei uns im Westen finden. Die Ausschließlichkeit der Verwendung gerader Linien und scharfer Kanten ist schlecht, die Natur kennt sie nicht, sie stören also in der Landschaft, sie schaffen böse Disharmonie.

Das Dorf ist wie ausgestorben. Alle sind auf den Feldern. Nur Kinder sind da, sie sind in der Kinderkrippe und im Kindergarten, gut betreut. Dort bekommen sie auch zu essen. Kostenlos. Den arbeitenden Frauen ist es freigestellt, ob sie zu Hause selbst kochen oder ob sie in der Gemeinschaftsküche essen wollen. Das scheint hier Prinzip zu sein: die Erleichterungen werden der Frau angeboten, aber sie wird nicht gezwungen, sie anzunehmen.

Die Klinik ist klein, sie genügt für das Dorf und seine Umgebung, und für leichtere Fälle. Fünfzehn Kilometer entfernt ist die Klinik der Kreisstadt, wo operiert werden kann. Hier behandelt man die ortsüblichen Krankheiten: Erkältungen und Rheuma. Die Klinik hat fünf Räume. Zwei sind jetzt besetzt: ein alter Mann mit Blasenkatarrh, ein anderer mit Halsentzündung. Es gibt drei Ärzte, einer ist auf Station, die anderen sind ambulant tätig. Dazu gibt es hier zwei Pfleger. Für die Rheumakranken gibt es zwei »Ondul«-Kammern, Räume mit der üblichen Fußbodenheizung, wo die Patienten auf dem warmen Boden liegen. Im Badezimmer bekommen sie Kräuterbäder, zum Trinken reinigende Tees.

In der Apotheke der Klinik hängen Bündel getrockneter Pflanzen, in unzähligen Schubfächern fertige Medikamente, alle rein pflanzlich. Der Arzt wiegt sie auf einer empfindlichen kleinen Waage. Er sagt, es sei ein Irrtum, zu meinen, pflanzliche Medikamente könnten »einfach so« gegeben und genommen werden, denn auch ihre Wirkung hängt von der Dosierung ab, zu kleine Dosen seien unwirksam, zu

große können gefährlich sein, man bekommt daher auch Naturheilmittel nur auf ärztliches Rezept und nach ärztlicher Untersuchung.

Gibt es keine chemischen Medikamente?

Doch, wenige, es gibt für schwere Fälle Antibiotica wie Penicillin, aber man vermeidet sie nach Möglichkeit. Unsere gesamte Medizin hier ist weniger auf Behandlung vorhandener Krankheiten abgestellt als auf Vorbeugung. Wir führen viele Pflicht-Untersuchungen durch. Die Kinder werden sehr häufig untersucht, die Schwangeren ebenso, die Frauen überhaupt jedes halbe Jahr, die übrigen je nach Bedarf, wir haben eine äußerst geringe Säuglings-Sterblichkeit.

Welche Krankheiten sind hier häufig?

Erkältungen.

Tuberkulose?

Ausgerottet durch gute Ernährung und Vorbeuge-Untersuchung.

Lepra? In Südkorea ist sie noch häufig, ich war dort in einer Leprastation.

Wir haben keinen einzigen Fall, auch Malaria nicht, auch venerische Krankheiten nicht, und Krebs wird im Frühstadium erkannt.

In Südkorea sträuben sich die Bauern besonders entlegener Gegenden, einen Arzt aufzusuchen und moderne Medikamente zu nehmen, sie halten viel mehr vom Schamanen und Zauber, selbst Ärzte holen in verzweifelten Fällen den Medizinmann.

Ja, das gibt es hier auch, aber die unentwegte Aufklärung ist wirksam, und im übrigen wissen wir, was an der Kunst der Schamanen für die moderne Medizin entnehmbar ist. Wir halten viel von Naturheilkunde. Wir kennen siebenhundert Heilkräuter. Hier in unserm kleinen Vorgarten haben wir einige der gebräuchlichsten.

Wo bekommen die Frauen ihre Kinder?

In der Klinik natürlich.

Wird bei der Geburt Akupunktur angewendet?

Kaum, die Frauen bringen ihre Kinder auf ganz natürliche Weise zur Welt. Bei Operationen natürlich wenden wir Akupunktur an.

Wie verläuft das Medizinstudium?

Ich habe an einer medizinischen Fachhochschule studiert,

vier Jahre. Um Facharzt zu werden studiert man länger. Es gibt viele Medizinische Hochschulen. An der Universität Pyöngyang, der einzigen Universität im Land, wird Medizin nicht gelehrt. Wir haben keinen Ärztemangel. Sehr viele Frauen studieren Medizin.

Wer bezahlt die Ärzte?

Der Staat natürlich. Wir haben ein festes Monatseinkommen.

Ich denke an den Westen, an unsre Ärzte und Zahnärzte, und wie sie kassieren und sich Luxusvillen bauen, und wie ungründlich viele sind, und was für Herren und Despoten in den Kliniken, und wie lange ein normaler Patient auf ein Klinikbett warten muß und wie unfreundlich man vielerorts behandelt wird. Ich denke auch an die Sowjetunion, wo die Privilegierten schon einen Privatarzt wählen und bezahlen können, denn die Kassenärzte sind ihnen zu schlecht. Wo auf Erden ist Gleichheit und Gerechtigkeit?

Ich interessiere mich natürlich für den Stand der Psychiatrie in Nordkorea. Der Arzt gibt zu, daß er darüber nichts wisse. Er habe nie mit psychisch Kranken zu tun, nicht einmal mit Neurologie, das ist Sache der großen Kliniken und der Fachärzte. Aber einmal habe er einen Fall von Wahnsinn erlebt in diesem Dorf: ein Mann habe im Gebirge plötzlich einen Tiger gesehen, es gibt hier Tiger, und der Schock habe ihn irre gemacht, er mußte in die Klinik gebracht werden, da blieb er fünf Jahre, jetzt ist er als geheilt entlassen.

Ich möchte wohl wissen, ob der Mann einen echten, einen materiellen Tiger gesehen hat oder ob er eine Angstneurose hatte, die ihn einen Tiger sehen ließ, wo keiner war. Aber zu solchen Erörterungen ist jetzt und hier nicht die Gelegenheit.

Der Arzt zeigt mir seine große Kartei. Hier ist jedermann aus seinem Amtsbezirk erfaßt, jede Krankheit und jede Medikation ist aufgezeichnet.

Ich frage vorsichtig nach Mißbildungen und nach dem, was wir seit Hitler unter Euthanasie kennen: die Tötung unwerten Lebens. Der Arzt schaut mich entsetzt an. Gibt es denn das irgendwo in der Welt?

Ich habe bis jetzt keine Krüppel gesehen. Verbirgt man sie

in Anstalten wie bei uns? Oh, nein, es gibt welche, aber sie leben in eigenen Familien.

Mir fiel schon auf, wie blühend gesund die Leute aussehen. Die Alten freilich haben gekrümmte Rücken und sehen verhärtet aus: die Generation, die zwei Kriege und Hunger und den harten Wiederaufbau erlebten und in der Jugend keine medizinische Betreuung hatten, als die Japaner das Land besetzt hielten. Aber die Jüngeren, besonders die Kinder platzen vor Gesundheit und Lebenslust. Natürlich: Sport und Tanz von Kindheit auf, keine Drogen, kein Alkohol, gesunde unvergiftete Nahrung, keine Medikamente während der Schwangerschaft, unablässige medizinische Überwachung, und ein freundliches Zusammenleben, das schafft innere Harmonie, die sich als körperlich-seelische Gesundheit zeigt.

Nur: man raucht unmäßig viel. Ist das gesund?

Herr Chang lacht. Ein Laster müssen wir doch haben dürfen, oder?

Jetzt will die Frau »Was-tun-wir-morgen« noch eine Dorfschule sehen. Herr Chang hat den Besuch schon vorbereitet. Aber viel Zeit zu Sondervorbereitungen war nicht, also werde ich die Schule wohl in ziemlich alltäglichem Zustand sehen. Keine Musterschule. Sie liegt in der ländlichen Stille, etwas entfernt von einem Dorf. Eine Volksschule, Grundschule, vier Klassen, für Knaben und Mädchen, aber keine Ko-Edukation, wie ich erfahre. Warum nicht? Der Schulleiter, noch sehr jung, erklärt es mir: Knaben müssen anders erzogen werden als Mädchen, denn sie haben einen anderen Charakter, eine andere Mentalität. Knaben müssen mutiger sein, Mädchen zarter. Nun, sage ich, als Partisaninnen waren Mädchen und Frauen genauso mutig wie Männer, oder etwa nicht?

Aber jetzt ist nicht Krieg.

Nun, lassen wirs dabei bewenden.

Die Schule hat dreihundert Schüler, je vierzig in einer Klasse, und zwölf Lehrpersonen, davon zehn weibliche. Der Lehrberuf, so sagt der Schulleiter, eignet sich sehr gut für das weibliche Geschlecht. Das alte Rollenspiel also, denke ich, und ich denke daran, wie die kleinen Nordkoreanerinnen, nicht anders als die in Südkorea, dazu erzogen werden,

weiblich zu sein, sich hübsch zu machen, sich anmutig zu bewegen, leise zu sprechen.

Ich sage: Hat die nordkoreanische Frau nicht volle Gleichberechtigung? Lebt sie in einem sozialistischen Land nicht emanzipiert?

Mit dieser Frage fühlt sich der Schulleiter überfordert.

Wir gehen durch das Schulgebäude. Aus den Klassenzimmern höre ich den Unterricht: hier wird gesungen zur miserablen Begleitung einer Ziehharmonika, dort wird im Chor gelesen, dort liest ein Mädchen den andern aus einem Buch vor. Wir treten ein. Wie diszipliniert die Kinder sind! Erschreckend. Keines hebt den Kopf vom Buch, keines blickt nach uns. Die Wunschkinder einer reaktionären Lernschule, einer reaktionären Gesellschaft, einer autoritären Regierung. Ich sehe keine Lehr- und Lernmittel. Kein Zeichen selbständiger schöpferischer Arbeit. Eine Lehrerin spricht etwas vor, die Kinder sprechen nach. Ich, einmal Lehrerin gewesen, bin bestürzt. Da sitzen intelligente Kinder, die später mitverantwortlich sein werden für den Staat. Aber vielleicht, so denke ich ketzerisch aufsässig, vielleicht gehört es zu den Grundsätzen eines totalitären Staates, die Kinder zum Nachsprechen und Nachmachen zu erziehen statt zum kritischen Denken. In Gedanken schreibe ich einen Brief an den Präsidenten Kim Il Sung: »Herr Präsident, in Ihrer Ideologie ist von Selbständigkeit die Rede, Selbständigkeit in der Wirtschaft, in der Verteidigung, in der Staatsphilosophie. Aber was Sie hier zulassen oder anordnen, das ist das Gegenteil von Selbständigkeit, das ist altmodischer Schuldrill. Brauchen Sie nicht selbständig, kritisch denkende Staatsbürger? Las ich nicht, daß Sie ein Volk von Intellektuellen heranbilden wollen? Was verstehen Sie unter einem Intellektuellen? Gehört zur Intellektualität nicht Kritik-Fähigkeit? Wäre es nicht gut, Sie würden Ihre Professoren an pädagogische Hochschulen im Westen schicken, um moderne Methoden zu lernen?«

Aber da stocke ich. Haben wir im Westen denn moderne Methoden? Wir hatten sie einmal. Wir hatten in den zwanziger Jahren die Zeit der schöpferischen Pädagogik, der Arbeitsschule anstelle der Lern- und Drillschule. Aber heute? Lernen unsre jungen Leute nicht auch nur für die Schule, für das Examen? Und hat die Arbeits- und Denk-

schule meiner Zeit die Jugend wirklich kritikfähig gemacht? Hat sie gelernt, über Hitler nachzudenken oder über den Kommunismus? Ich bin verwirrt. Hier stimmt etwas nicht, aber dort auch nicht. Das gesamte Schulsystem in der zivilisierten Welt stimmt nicht mehr.

Ich wende mich jetzt lieber dem Positiven hier zu: Strafe gibt es nicht. Wehe, wenn ein Lehrer ein Kind schläge! Es gibt nur positive Anreize zur schulischen Leistung und zum Wohlverhalten. Im Korridor hängen Tabellen mit Zahlen bei den Namen der Schüler. Man bekommt Sterne für Freundlichkeit im Verhalten, besondere für Hilfsbereitschaft, für sportliche Leistung, für besonderen Eifer in der Aufzucht von Kleintieren (es gibt hinter der Schule Kaninchenställe).

Sonderbar: die Kindergärten sind vorbildlich, nach dem Modell der Montessori geführt. Warum sind die Schulen im Rückstand? Aber darf ich so rasch urteilen? Ich fürchte jedoch, ich habe recht: hier ist Nordkorea wirklich im Rückstand.

Ich bemerke auch, daß, ganz im Gegensatz zu den prunkvollen Stadtkindergärten, diese Dorfschule schäbig ist. An verschiedenen Stellen fehlt der Deckenverputz, die Wände haben Flecken, schön ist kein Raum – außer dem Festraum, in dem die Kinder politischen Unterricht bekommen und nationale Feiertage mitmachen. Da hängt das große farbige Bild Kim Il Sungs, und die Kinder singen: »Wir sind glücklich, wir leben im Paradies«, und das stimmt, denn hier gibt es keine »Schlüsselkinder«, keine Verwahrlosung, kein Abschieben unerwünschter Kinder in Heime, keine Jugendkriminalität, keine Kindesmißhandlung, kein Sexualverbrechen an Kindern, keine Schülerselbstmorde. Ich sehe mich gezwungen zu denken, daß unsre antikommunistischen, rechts-konservativen Parteien im Westen Nordkorea zum Modell nehmen müßten, wenn sie eine so brave Jugend will. Ich habe Lust, laut zu lachen über die Absurdität unsrer ideologischen Streitereien. Ich denke sogar für einen Augenblick, ob die Demokratie wirklich die beste aller Regierungsformen ist.

Die Kinder hier haben ihr Glück einem einzigen Mann zu verdanken. Er hat ihnen dieses Kinderparadies geschaffen. Ihm allein sind sie Dank schuldig. Wem sollten die Kinder

im Westen danken? Dem Staat? Wer ist das? Wer ist »die Regierung«? Wer sorgt für die Kinder des Volks? Die Eltern, die Steuern zahlen und hohe Studiengelder, und die nicht einmal wissen, ob ihre Kinder dann einen Arbeitsplatz bekommen. Ein Staat, der nicht imstande ist, Kindergärten und Tagesstätten für Kinder berufstätiger Mütter einzurichten, ein reicher Staat... Ketzerische Gedanken? Sind sie unberechtigt?

Und was eigentlich geben wir unsern Kindern mit auf den Lebensweg? Sind wir imstande, ihnen Gemeinschaftsgeist zu vermitteln, wir Egoisten? Und was sagen wir, wenn unsre Kinder nach dem Sinn des Lebens fragen?

Aber diese Kinder hier werden einseitig indoktriniert mit sozialistischen Ideen.

Nun: werden unsre Kinder nicht indoktriniert mit Parolen wie »Fortschritt« und »Konsum« und »Wohlstand« und Partei-Programmen? Ist das besser als die Ideologie Kim Il Sungs, die wenigstens nicht allein auf materielle, sondern wesentlich auf geistige Werte zielt? Hier gilt wirklich das Sein und nicht das Haben.

Ich stellte dem Schulleiter einige Einzelfragen. Vor allem interessierte mich, ob die Eltern ein Mitbestimmungsrecht haben. Es gibt einen Elternbeirat und es gibt jedes halbe Jahr eine Elternversammlung. Hier wird den Eltern über den Stand der Schüler berichtet. Mir wird klar, daß die Eltern dabei passiv sind. Ein Mitspracherecht haben sie nicht. Jedenfalls nicht in wichtigen Fragen. Aber: wie weit reicht das Mitspracherecht bei uns im Westen? Hat man die Eltern gefragt, ob es ihnen recht sei, daß ihre Kinder, statt in die nahe Dorfschule zu gehen, eine Stunde im Bus fahren müssen zur nächsten Gesamtschule? Haben unsre Eltern mitzureden bei Fragen der Unterrichtsgestaltung und der Prüfungsmethoden? Wird nicht auch bei uns alles »von oben her« bestimmt? Bilden wir uns vielleicht nur ein, in einer freien Demokratie zu leben?

Angesichts der Verhältnisse in Nordkorea wird man aus gewohnten Denkbahnen gerissen. Man sieht vieles in Frage gestellt, was man als einfach gegeben hinnahm. Das ist sehr heilsam. Sehr gut ist das, wenn man Vorurteile überprüfen muß. Aber sehr unbequem ist es und bisweilen verwirrend. Man muß aber den Mut haben, sich immer wieder einmal

verwirren zu lassen, um dann die Welt mit neuen Augen zu sehen.

Auf der Rückfahrt nach Pyöngyang besuchen wir das Pionierlager in Won San. Pioniere werden die Kinder mit neun Jahren und bleiben es fünf Jahre lang. Das Lager, ein großer Gebäudekomplex, liegt sehr schön in einem Park am Meer. Vor dem Haupthaus ein kleiner künstlicher See mit vielen Booten: die Kinder haben Ruderkurs. Auf einem freien Platz üben Mädchen einen Volkstanz und singen dazu. In den Lagern sind, im Gegensatz zur Schule, Knaben und Mädchen beisammen.

Das Prinzip ist mir nicht einsichtig.

Die Kinder, die hier zusammen sind, kommen aus dem Norden des Landes, aus dem Gebirge, für sie ist das Meer das große Neue. Die Kinder von der Küste sind im Gebirge, und für sie ist dort die neue Erfahrung. Es gibt auch Lagerzeiten, in denen Kinder aus der Stadt mit Kindern vom Dorf beisammen sind. So lernen sie alle Land und Leute kennen.

Früher war es ein Privileg für die Tüchtigsten, ins Lager geschickt zu werden, heute ist es Teil der allgemeinen Erziehung. Jeder Schüler ist einmal im Jahr im Lager.

Sie treiben Sport, sie singen und musizieren, sie wandern, sie lernen Zeltbauen und wie man sich bewährt, wenn man ohne jede Hilfe Erwachsener beim Wandern in Schwierigkeiten gerät. Sie bekommen nebenbei auch Unterricht. Man zeigt mir Räume mit Sammlungen aller Gesteinsarten, die es hier gibt, und mit allen Meerestieren, allen Schlangen, allen Vögeln und Küstentieren und Landschaftsmodellen. Es gibt auch einen Raum für Vorträge. Man sagt mir, daß Kinder hier Kinder unterrichten. Leider wurde mir nicht erklärt, wie das vor sich geht. Vielleicht müßte ich meine Ansicht der Lern- und Drillschule korrigieren.

Jedenfalls sind die Pioniere hier selbstverantwortlich für den Zustand des Lagers. Ich sehe Buben beim Putzen der Schlafsäle und Mädchen beim Kontrollieren der Betten. Die Räume sind hübsch. Man sagt mir, daß das nicht immer so war. Der Präsident habe bei seinem Besuch gesagt, es sei recht ungemütlich und nicht kindgerecht hier. Da habe man sich bemüht, es besser zu machen. Mit Erfolg, wie ich sehe.

Zur Besichtigung des Lagers wird mir ein kleiner Pionier zugeteilt, ein reizender Zwölfjähriger. Er trägt auf der Uniform drei Sterne. Kein Rangabzeichen, sondern eine Art Orden für besondere Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Ich hätte ihm gern noch einen Stern aufgenäht: für seine angeborene oder anezogene Fähigkeit, zugleich ein sehr disziplinierter Pionier und ein liebes Kind zu sein. Ein Zwölfjähriger, der seine kleine Hand in die meine schiebt, um mich zu führen, wie er seine Großmutter führen würde, und der nach einem kleinen Zögern mir meine Umhängetasche abnimmt, um sie mir zu tragen. Ich versuche mir einen deutschen Hitlerjungen vorzustellen, der das getan hätte. Undenkbar. Ein winziges Symptom, nicht gering zu schätzen: hier bleibt ein Mensch immer Mensch, ein menschenliebendes Wesen, auch wenn es eine Uniform trägt, und die Disziplin dient dazu, daß man die natürliche Trägheit und den Egoismus leichter überwindet. Ihr Ziel ist nicht der gedrillte angriffsbereite Soldat, sondern der Mensch, der sich so im Griff hat, daß er ganz natürlich den Gemeinnutz über den Eigennutz stellt.

Wie machen es denn die Nordkoreaner, daß sie spartanisch erziehen und die Kinder doch Kinder sein lassen, liebe zutunliche Kinder wie dieser Bub, der mich zum Schluß umarmt und endlos unserm Auto nachwinkt? Er hat mir übrigens feierlich das rote Dreieckstuch der Pioniere umgebunden und mich zum Ehrenpionier erklärt.

Mit fällt ein Satz Kim Il Sung's ein: »Mit Geld kann man nicht lachen, aber mit Kindern.«

### XIII. Information über Selbstkontrolle

Um der Üppigkeit noch mehr zu Leibe zu gehen, führte er die gemeinsamen Mahlzeiten ein, so daß die Bürger nicht mehr daheim von ihren Kochkünstlern gemästet werden konnten und sich nicht mehr zugleich mit dem Körper den Charakter ruinierten. Es gab keine Gelegenheit mehr, eine reiche Ausstattung zu brauchen, ja nicht einmal mehr sie sehen zu lassen um mit ihr zu prunken, wenn alle zum selben Mahle gingen...

Dann ging Lykurg daran, den Hausrat aufzuteilen, um jede Ungleichheit vollends auszurotten. Als er aber sah, daß die Leute es übel aufnahmen, wenn man ihnen die Sachen geradezu wegnahm, beschritt er einen anderen Weg. Er setzte alles Gold- und Silbergeld außer Kurs und ordnete den Gebrauch nur eisernen Geldes an. Diesem gab er bei geringem Wert ein so großes Gewicht, daß schon eine mäßige Menge zur Beförderung eines zweispännigen Wagens bedurfte. Damit verschwanden viele Verbrechen aus dem Land. Denn wer wollte wohl stehlen, sich bestechen lassen, betrügen oder Raub verüben um einer Sache willen, die er nicht verbergen konnte und deren Besitz nicht glücklich machte.

PLUTARCH

Heute machte man mich ärgerlich. Herr Chang eröffnete mir freudig, wir führen ans Meer zu einem Picknick, zu Fischen und Hummer und Krebsen, frisch aus dem Wasser, selbst zu fangen. Ich will aber nicht schon wieder einen Tag ohne wesentliche Information vergehen lassen. Meine Zeit ist kurz. Ich will nicht Ferien hier machen, sondern lernen.

Aber der Präsident will, daß Sie schöne Tage hier erleben und sich nicht überanstrengen.

Der Präsident will... Aber ich will anders.

Herr Chang blickt mich besorgt an. Was wollen Sie denn?

Irgend etwas, was mich informiert.

Morgen.

Nein, heute.

Herr Chang bleibt sanft, aber fest. Ich kann nicht aufmüpfig werden als Gast. So fahren wir denn ans Meer. Es ist, zugegeben, eine herrliche Fahrt. Der Platz fürs Picknick ist

angenehm schon. Zwischen Klippen am roten Ozean  
»japanischen« Meer, einem Teil des Pazifiks. Man bereitet  
eifrig das Essen vor. Herr Chang bringt Hummerkrebse an,  
selbstgefangen, und die andern sammeln Wildkräuter und  
Seetang für die Suppe, machen Holzfeuer und schneiden  
Fleisch, kurzum, es geht eifrig und lustig zu. Ich aber mag  
nicht, ich sitze grollend, die verlorene Zeit betauernd, auf  
einem hohen Felsen, vielmehr auf den Ruinen eines Forts  
aus dem Krieg. Ich bin gereizt und ungerecht. Will man mich  
von wesentlichen Orten und Erfahrungen absichtlich fern-  
halten? Soll ich nur das Schöne hier sehen und nicht die  
Wirklichkeit? Also doch Potemkinsche Dörfer? Ich suche  
Herrn Chang auf, der glücklich im Wasser steht und Krebse  
fängt.

Herr Chang, ich reise nächste Woche ab, ich erfahre nichts  
hier, das ist Zeitverlust für mich.

Ist es nicht schön hier?

Schöne Plätze gibt es überall auf Erden.

Aber Sie können nicht jeden Tag arbeiten.

Doch, ich kann und will und muß. Statt daß ich heute hier  
herumsitze, könnte ich Informationen sammeln. Kann ich  
nicht ins Dorf fahren und mit Leuten reden, mit dem  
Ortsvorsteher etwa?

Herr Chang seufzt und fährt ab. Er kommt zurück mit einem  
Mann, der halb Bauer halb Arbeiter ist und der sich offenbar  
so rasch umgekleidet hat, daß ihm einiges noch schief sitzt,  
er kommt vom Feld, vom Reispflanzen, da ist jetzt jeder-  
mann, Kinder und Studenten und Soldaten und Funktionä-  
re. Dieser Mann ist Ortsvorsteher. Ich könne ihm Fragen  
stellen, sagt Herr Chang und geht Krebse fangen. Der junge  
Dolmetscher bleibt bei mir.

Einige Anfangsverlegenheit. Ich überbrücke sie mit Fragen  
nach der Landwirtschaft. Ich will vor allem wissen, womit  
man hier düngt und wie man Pflanzenschädlinge be-  
kämpft.

Man düngt mit Schlamm: man baut niedrige Dämme um die  
Felder, dann leitet man über Schleusen das Wasser auf das  
Feld, läßt es stehen, bis es verschlammt, und dann setzt man  
die Pflanzen. Die Baumschädlinge bekämpft man mit einer  
Lösung aus dem Pulver weißer Steine, die man aus dem  
Gebirge holt. Ich denke, es ist einfach Kalk. Damit haben

man macht auch diese Bäume gespritzt, und Kalk ist  
unschädlich, und billig auch, und keine chemische Fabrik  
verschmutzt die Luft und verteuert die Aktion und vergif-  
tet den unschuldigen Kalk mit anderen Präparaten. Man  
macht, sagt der Mann, eine Rinne rund um den Baum,  
spritzt ihn ab und spritzt mit klarem Wasser nach. Das ist  
alles. Das Obst hier ist wurmlos und ungewöhnlich wohl-  
schmeckend.

Ich frage nach dem Funktionieren der Planwirtschaft, hier in  
der Provinz.

Was und wann und wie gepflanzt wird, das bestimmt die  
Regierung.

Meine Frage: diese Planwirtschaft, ist das nicht ein Vor-  
schreiben vom grünen Tisch aus?

Nein, man weiß dort, was das Land braucht, und man richtet  
die gesamte Landwirtschaft nach diesen Bedürfnissen. Wir  
haben in jeder Provinz ein eigenes Landwirtschafts-Komitee  
und in jedem Landkreis wieder eines, das ist durchorgani-  
siert von unten nach oben und von oben nach unten, und  
der Präsident Kim Il Sung reist immer durchs Land und sieht  
selbst, was man hier und dort braucht. So ist die Zentrale  
immer mit uns verbunden. Unser Ziel ist es, das Land un-  
abhängig zu machen, es muß sich selber versorgen können  
mit allen Lebensmitteln.

Wollen Ihre jungen Leute nicht lieber in der Fabrik arbeiten  
und in die Stadt ziehen?

Doch, schon, früher war das. Da gab es für Pyöngyang eine  
Zuzugssperre. Jetzt braucht es die nicht mehr. Erstens gibt es  
mehr Fabriken über das Land verstreut, und zweitens haben  
wir hier Vorteile: wir haben Häuser, und die in der Stadt  
haben nur Wohnungen und weniger Platz, wir haben auch  
einen Garten.

Gibt es Arbeitslose?

Nein, im Gegenteil, wir könnten mehr Arbeiter brauchen.

Ich sehe überall auf den Feldern eine Unzahl von Menschen  
arbeiten und ich sehe nur wenige Maschinen. Wäre es denn  
nicht rentabler, wenn man mehr Reisplantmaschinen  
hätte?

Das geht nicht schneller, und Maschinen arbeiten nur gerad-  
linig, in den vielen Kurven muß man doch mit der Hand  
nachsetzen.

Aber es ist nicht gesund, wenn die Leute, vor allem Frauen, immer im kalten Schlamm stehen. Ich weiß aus Indonesien, daß sie sich Erkältungen und Infektionen holen.

Aber sie tragen ja wasserdichte Strümpfe, und sie werden sehr oft ärztlich untersucht. Wir wissen nichts von Krankheiten.

Herr Chang, der wieder einmal vorbeikommt, sagt: Sie meinen, wir seien rückständig, nicht wahr?

Lieber Herr Chang, ich sehe keinen echten Gewinn in der Mechanisierung der Arbeit. Meine Frage war keine Kritik, sondern eher das Gegenteil. Was gewinnen wir in den hochautomatisierten Ländern, wenn wir alles mit Maschinen und Computern erledigen und dabei Menschen arbeitslos machen und damit demoralisieren? Wo die Technik triumphiert, verliert der Mensch mehr als seinen Arbeitsplatz, er verliert seine lebendige Verbindung mit den Dingen, er erleidet die große Entfremdung, von der Marx sprach.

Aber, sagt Herr Chang, wir haben doch auch unsre technische Revolution. Wir mechanisieren auch, denn anders geht es nicht mehr. Aber wir hoffen, das richtige Verhältnis zwischen Technik und Mensch und Boden zu finden und zu behalten. Es ist aber doch schade, daß Sie kein Interesse zeigten für unsere große Fabrik, die landwirtschaftliche Maschinen produziert. Unsre Traktoren werden schon exportiert.

Meine Frage an den Ortsvorsteher: wer bezahlt die Arbeiter der Bauern oder vielmehr Landarbeiter? Der Staat?

Natürlich. Jeder von uns hat sein festes Einkommen, unabhängig von der Wirtschaftslage und der Erntequantität. Jeder bekommt gleich viel.

Herr Chang hilft mir, dieses Einkommen in Mark zu übersetzen, so über den Daumen gepeilt. Es scheint niedrig. Aber das täuscht: die Leute zahlen fast keine Miete, keine Steuern, keine Sozialversicherungen, keine Schulgelder, keinen Arzt und keinen Zahnarzt. Und sie haben keine besonderen Bedürfnisse. Keine Reklame reizt zum Konsum, kein Vergleich mit dem Besitz Reicher weckt Wünsche.

Wie macht das der Staat eigentlich, daß er allen Bürgern Gehälter auszahlt ohne Steuern zu verlangen? Wie kommt Geld in die Staatskasse?

Wir haben Bodenschätze, Eisen und Kohle und Wismut, wir haben eine sich entwickelnde Schwer- und eine Leichtindustrie, wir exportieren deren Produkte, wir geben wenig aus für Importe, wir geben kaum Devisen aus, wir reisen nicht als Devisenbringer in andre Länder, wir wirtschaften sparsam, wir führen wenig Erdöl ein, bei uns sammelt sich kein totes Kapital in den Händen einzelner, wir produzieren unsre Textilien selbst, wir machen Kunststoffe, unsre Funktionäre beziehen keine hohen Gehälter, für Luxusgüter geben wir gar nichts aus, wir haben keine Auslandsverschuldungen im Gegensatz zu Südkorea, das völlig verschuldet ist an Japan und die USA, und unser Lebensstandard ist nicht hoch, aber verglichen mit anderen Ländern der dritten Welt, zu der wir ja zählen, ist er sehr hoch, hier hungert kein Kind, hier gibt es keine Slums, hier hat jeder, wirklich jeder, sein Dach überm Kopf und seine sichere Arbeit und sein sicheres Einkommen. Darum ist unser Land für andre Länder der Dritten Welt das Modell, auch wenn Kim Il Sung sagt, Nordkorea könne nicht nachgeahmt werden, da es seine besondere Art von Sozialismus hat, und jedes Land müsse da seinen ganz eigenen Weg gehen.

Ich wende mich wieder dem Ortsvorsteher zu, der unser Gespräch nicht verfolgen konnte, denn wir sprachen deutsch, Herr Chang spricht es fließend.

Wie groß ist Ihr Dorf?

Es hat eintausend Einwohner, das ist die normale Zahl für eine Dorfgemeinschaft.

Wie viele Kinder hat eine Familie?

Drei. Die Zahl hat sich als günstig erwiesen. Mehr als drei belasten die Frauen zu sehr.

Ist Abtreibung erlaubt?

Gewiß. Man kann so viele Kinder haben wie man will. Frauen, die mehr Kinder haben, bekommen einige Erleichterungen, sie arbeiten eine Stunde weniger am Tag, werden aber gleich bezahlt.

Werden die Ehen auch heute noch von den Eltern bestimmt?

Man heiratet meist nach Übereinstimmung mit der Familie, man lebt ja auch meist zusammen. Man heiratet früh, das ist gut für die Leute, so kommen sie früh in Ordnung.

Gibt es vor-eheleiche Kinder?

Wieso? Wenn zwei miteinander schlafen, lieben sie sich, also heiraten sie.

Und sind die Ehen immer gut? Gibt es Ehebrüche? Schon. Aber in einem Dorf weiß man alles, da hütet man sich.

Wenn es aber vorkommt?

Dann wird einer der Partner für einige Zeit an einen andern Ort geschickt, bis er wieder einen klaren Kopf hat.

Was macht Ihr mit Mördern?

Was ist das?

(Mein Dolmetscher hat Mühe, ihm das Wort zu erklären.)

Mörder? Die gibt es doch nur im Krieg. Warum sollte ein Mensch im Frieden einen andern töten?

Habt ihr keine Feindschaften untereinander?

Streit, ja, aber deshalb einen andern töten, nein.

Was macht Ihr mit Räubern und Dieben?

Räuber? (Wieder hat mein Dolmetscher erhebliche Mühe, ihm das Wort zu erklären.)

Das gibt es nicht.

Aber Diebe?

(Ich hoffte, es gäbe wenigstens Diebe, sonst wäre mir die ganze Moral hier unheimlich und auch unglaublich.)

Also, ich bin jetzt fünf Jahre hier Vorsteher, ich habe keinen solchen Fall erlebt. Aber anderswo gibt es das wohl, aber selten, warum, weil jeder hat, was er braucht, und keiner mehr hat, was soll man stehlen, und außerdem: in so einem Dorf geht das doch nicht, da weiß man es sofort.

Wie bestraft man einen Dieb?

Bestrafen? Wir reden mit ihm, wir sagen, er falle der Revolution in den Rücken, das sei eine Schande.

Wenn einer mehrmals rückfällig wird?

Dann kommt er ins Erziehungshaus.

(Das ist die Übersetzung meines Dolmetschers, er sagt auch: Arbeitshaus.)

Das ist also ein Gefängnis.

Nein, sagt der Dolmetscher, wir haben keine Gefängnisse.

Aber wie denn: ist ein Arbeits- und Erziehungshaus kein Gefängnis?

(Der Dolmetscher hat in der DDR studiert und weiß, was Gefängnisse sind.)

Nein, das ist etwas ganz anderes: bei uns wird man nicht

bestraft, sondern bekehrt und überzeugt, und man bleibt auch nicht lange darin, allerhöchstens sechs Monate, das genügt.

Habt Ihr Arbeitslager wie die Sowjetunion in Sibieren?

Wieso, wer sollte da hineinkommen?

(Ich spreche deutsch mit dem Dolmetscher, der Ortsvorsteher kann das Gespräch nicht verfolgen.)

Nun, die Dissidenten, die Oppositionellen!

Aber was denken Sie! Das gibt es hier nicht.

Was gibt es nicht? Oppositionelle?

Doch, die gibt es natürlich. Aber sie kommen in kein Lager. Sie werden höchstens abgesetzt als Funktionäre, sie werden belehrt, aber nicht in Straflagern. Wir sind nicht in der Sowjetunion!

Und Todesstrafe gibt es auch nicht?

Aber gewiß nicht. Keine Schauprozesse, keine Folter. Wir sind nicht in Südkorea.

Herr Chang mischt sich ein. Er sagt: Kim Il Sung lehrt, daß Druck immer Gegendruck erzeugt. Gewalt ruft Gegengewalt. Konflikte löst man nicht mit Waffen und nicht mit Strafen, sondern in Gesprächen, wie es Kim Il Sung im Konflikt in den Sechziger Jahren machte. Warum sollte das nicht möglich sein unter vernünftigen Menschen?

Das klingt gut, aber wie funktioniert denn diese Moralität eigentlich praktisch? Mir wird allmählich klar, daß sie auf der Überschaubarkeit beruht. Das Volk ist aufgeteilt in kleine Gruppen, in Genossenschaften, in denen jeder jeden kennt, so wie es früher auch bei uns war auf dem Dorf, da hütete man sich, ins Gerede und in Verruf zu kommen, da war keiner anonym und keine Tat blieb verborgen. Nur die Anonymität der Städte, die aufgelöste Gesellschaft ermöglicht Kriminalität. Daß Diebstahl und Raubüberfälle hier nicht geschehen, ist glaubhaft: der Überschaubarkeit wegen und der Besitz-Gleichheit wegen. Aber Nordkoreaner sind auch Menschen wie überall und haben doch wohl Aggressionen und explodierende Leidenschaften. Eifersucht zum Beispiel. Sicher. Aber sie haben eine starke Hemmung: nicht Angst vor Strafe, aber die Scham, als Konterrevolutionäre zu gelten. Unmoral ist ein Relikt aus der Feudalzeit und gehört zum kapitalistischen System. Ein echter Revolutionär ist freundlich. Die sozialistische Revolution dient dem

Menschen und dem Menschlichen, er ist humanitär. So lernt es der Nordkoreaner von Kindheit an. Die Lehre wird praktiziert, das gesellschaftliche Leben funktioniert nach dem Moralkodex eines revolutionären transponierten Konfuzianismus.

Politik und Moral sind einheitlich, deckungsgleich sogar. Ich stelle noch eine kleine Frage, die sich eigentlich erübrigt, aber ich möchte die Reaktion des bäuerlichen Ortsvorstehers sehen. Ich sage, daß ich in Südkorea erfuhr, daß die Kisängs (die Edelhuren) eine bedeutende Devisenquelle seien: sie locken Devisen-Ausländer ins Land.

Der Mann schaut bestürzt, als ihm mein junger Dolmetscher das übersetzt. Er kann nur den Kopf schütteln.

Herr Chang sagt: Wer von uns hat genug Geld, um es für derlei auszugeben? Und die Fremden finden keine käuflichen Mädchen hier, das Hurenwesen gehört zum Kapitalismus. Und ein Volk, das arbeitet, hat keine ausschweifende sexuelle Phantasie, das gehört zum Luxus. Wir haben ja auch keine Drogensüchtigen und wir brauchen keine Psychotherapeuten. Wir haben ein konkretes Ziel: die Weiterführung der Revolution. Unsre ganze Kraft gehört dieser Arbeit. Da bleibt kein Raum für Perversitäten.

Ich habe den Eindruck, daß Nordkorea trotz der wachsenden Industrialisierung wesentlich ein bäuerliches Land ist, das von einem bäuerlichen Vater gelenkt wird.

Unübertragbare Verhältnisse.

Wie bringt man dem pervertierten Westen eine gesunde Moral bei? Mir wird Nordkorea zum Stachel. Wir im Westen mit all unsrer christlichen Sittenlehre, mit unsern Dogmen und Kirchen bringen es nicht fertig, Menschen von Ehebruch, Diebstahl, Raubmord, abzuhalten. Die Religion der Liebe erreicht nicht, was der Konfuzianismus und Sozialismus hier erreicht: die Freundlichkeit der Menschen, den Opferwillen, das Übersteigen des individuellen Egoismus. Wozu ist eigentlich das Christentum gut? Ich kann nicht umhin, mich dieser Frage zu stellen. Sie ist quälend.

#### XIV. Land ohne Gott

Ein wahrer Atheist ist nur der, welchem die Prädikate des göttlichen Wesens, wie zum Beispiel Liebe, Weisheit, Gerechtigkeit NICHTS sind, aber nicht der, welchem nur das Subjekt dieser Prädikate nichts ist. Und keineswegs ist die Verneinung des Subjekts auch notwendig zugleich die Verneinung der Prädikate an sich selbst.

ANSELM FEUERBACH

Bei dem Gespräch mit Herrn Kim über die Verfassung habe ich gehört, daß im Parlament auch Vertreter der Religionen sitzen und daß es eine christliche und eine buddhistische Minderheit gibt, die aber keine »Partei« bilden, sondern je einen »Bund«. Ich hörte auch, daß es die religiöse Gruppe der »Zondo« gibt, eine neuere Sekte aus dem 19. Jahrhundert. Immer, wenn von Christen die Rede ist, sprechen meine Begleiter nur von Katholiken.

Ich habe vor Jahren den Roman »Die Märtyrer« von dem in die USA emigrierten Koreaner Richard E. Kim gelesen. Ich erinnere mich: im Koreakrieg 1950 haben die Kommunisten Nordkoreas vierzehn Geistliche (Protestanten) verhaftet. Zwölf wurden erschossen, zwei ausgespart, aber jene, welche die zwölf erschossen hatten, wurden selber erschossen. Von wem und warum? Wer weiß es. Ein Hauptmann des südkoreanischen Nachrichtendienstes erhält den offiziellen Auftrag vom (amerikanischen) CIA, den Tod der »Märtyrer« propagandistisch groß auszuwerten, im Dienst der amerikanischen Kampagne gegen den Kommunismus und gegen Nordkorea. Der junge Offizier mag das nicht, er will die Wahrheit wissen, er geht ihr lange nach, und er findet schließlich, daß unter den »Märtyrern« ein einziger echter war: ein Pfarrer aus Pyöngyang, der nicht mehr Pfarrer und nicht mehr Christ sein wollte und konnte, da er keinem Gott dienen konnte, der die Leiden eines Volks mitansieht ohne einzugreifen. Andererseits weiß er, daß die Menschen seines Landes die Religion brauchen, um ihr Leben und Sterben ertragen zu können.

Das Buch ist dem Andenken Camus' gewidmet. Der Verfasser, Südkoreaner, früher Verbindungsoffizier zur UN-Armee, ist längst in den USA und er ist nicht Christ, das macht seinen Standpunkt interessant, teils glaubwürdig teils einseitig. Das Wichtige daran ist, daß er versteht, warum Christen, die Koreas Leiden erlebt haben, sich vom Christentum abwenden. Der Held des Romans, der Pfarrer, will fortan nicht mehr Gott, sondern den leidenden Menschen dienen.

Ohne daß er es genau bedenkt, stellt sich der Amerikaner, der Antikommunist, auf die Seite jener Nordkoreaner, die »keinem Gott mehr dienen wollen, sondern den leidenden Menschen«. Gott hat Korea nicht geholfen. . . . Hiob wurde von Gott verlassen. Hiob verläßt Gott. Genau gesagt: er verläßt die Kirche.

Ich hatte gebeten, daß man mir Christen einlade zu einem Gespräch. Es kam der Vertreter des evangelisch-lutherischen Geistlichen von Pyöngyang und ein anderer Mann, von dem ich hoffte, er sei Katholik, damit ich auch vom Katholizismus etwas hörte, aber auch er war evangelisch. Es gibt nur sehr wenige Katholiken, hörte ich, und sie seien im Norden des Landes. Warum gerade da, kann ich nicht erfahren. Vielleicht sind sie 1950 dorthin geflohen und hielten sich in den Bergen versteckt. Kann sein. Ihre Zahl fällt nicht ins Gewicht. Die katholische Mission war aber einst wichtig im Land, es waren die Benediktiner, die hier arbeiteten und starben, wenn sie nicht fliehen konnten. In Südkorea, in Taedschu, traf ich Benediktinerinnen, die einst in Nordkorea arbeiteten. Sie erzählten mir von den Grausamkeiten ihrer Vertreibung und ihrem Leben in den Konzentrationslagern. Sie lügen sicher nicht, sie übertreiben nicht einmal, das weiß ich von dem höchst glaubwürdigen Zeugen, Pater Fabian Damm, den ich persönlich kannte.

Ich fragte meinen Gesprächspartner, warum er denn nicht mit den vielen andern Christen nach Südkorea floh. Er sagt ganz schlicht: »Ich habe zu lange gezögert, dann war es zu spät.«

Ob er es nicht bereut habe?

Nein. Ich habe drei Kinder, sagt er, und alle haben hier studiert, alle drei haben sehr gute Stellungen inne, einer ist

Arzt, der andre ist Hochschullehrer, die Tochter ebenfalls. Und das Studium kostete nichts, das hätte ich in Südkorea nie leisten können, da kostet das Studium viel zu viel für einen nicht-besitzenden Mann. Ich bin dem Präsidenten dankbar, daß er mir die Ausbildung meiner Kinder ermöglicht hat.

Und Ihre Kinder, sind sie religiös?

Nein, sagt er, sie sind nicht das, was wir religiös nennen. Ich habe natürlich früher manchmal mit ihnen darüber geredet, sie sind auch getauft, aber sie haben mir ein für alle Male erklärt: Schau, Vater, du bist aufgewachsen in einer schlimmen Zeit, du warst Sklave der Japaner, du hast nichts anderes erlebt als Not und Hunger und Bomben und Angst. Du hast den Trost der Religion gebraucht. Sonst hättest du ja nicht überleben können. Aber wir, wir sind frei und glücklich, was soll uns Religion?

Der Mann und ich schauen uns eine Weile schweigend an, dann frage ich: Und Sie sind darüber nicht traurig?

Ein bißchen schon, sagt er.

Mir kommt natürlich der Gedanke, daß man diesen Kindern einer glücklichen Epoche sagen könnte, versuchsweise, daß es vielleicht doch »Gott« war, der den Helfer geschickt hat, den Kommunisten Kim Il Sung. Aber ich weiß natürlich selbst, daß das diese Jugend nur mitleidig lächeln machen würde. Denn: warum hat dieser Gott so lange gewartet, bis er den Helfer schickte? Nein, der kam aus eigener Vollmacht. Wir brauchen keinen Gott, der allzu lange unsre Leiden ansah. Wir haben einen Mann, der schon als junger Mensch die Leiden sah – und handelte, ER ist unser Befreier, nicht dieser seltsame Gott irgendwo.

Warum, so frage ich, haben Sie kein Gotteshaus hier in der Hauptstadt? Dürfen Sie keines bauen, oder bekommen Sie einfach kein Geld für den Bau?

Dürfen? fragt er erstaunt. Wir brauchen keine Kirche, das ist es. Wir sind in ganz Pyöngyang, also bei einer Million Einwohner, eine verschwindende Minderheit von achthundert Protestanten. Und wir wohnen über das ganze Stadtgebiet verstreut. Da lohnt es sich nicht, eine Kirche zu bauen, da kämen doch nicht viele. Wir halten jeden Sonntag Gottesdienst in einer anderen Stadtgegend, in Privatquartieren.

Wenn nun die Christen des Westens euch Geld schickten zum Bau einer Kirche, dürftet Ihr dann bauen?

Sicher, aber das ist unnötig.

Haben Sie je Einschränkungen Ihrer religiösen Tätigkeit erfahren?

Nie. In unsrer Verfassung ist die Religionsfreiheit ausdrücklich festgelegt. Natürlich gibt es in den Schulen keinen Religionsunterricht.

So stirbt denn, denke ich, die Religion ganz still vor sich hin. Aber, so denke ich weiter, das dachte man auch in der Sowjetunion. Und man täuschte sich. Ja, aber, so denke ich weiter, in der Sowjetunion, genau gesagt, in deren westlichem Teil, war das Christentum fest verwurzelt und es war **EINIG**, da gab es die Spaltung in Protestanten und Katholiken nicht, und das westliche Christentum entsprach denn doch westlichen Russen um Moskau, Leningrad, Kiew und im Süden. Hier ist das ganz und gar anders: das Christentum ist Import, und zwar Import aus den USA, und damit bin ich beim entscheidenden Punkt: hier war das Christentum vor allem amerikanischer Protestantismus in verschiedenen Sekten.

Herr Kim macht diese Frage zum Inhalt des heutigen Unterrichts. Ich sage ihm, was ich schon weiß: daß Ende des 18. Jahrhunderts koreanische Diplomaten aus China christliche Schriften nach Korea gebracht haben, die von den Intellektuellen gelesen wurden und sie bewogen, eine erste christliche Gemeinde zu gründen; daß sie erst 1830 Priester bekamen aus Rom; daß diese drei bald umgebracht wurden und daß danach immer wieder Christenverfolgungen vorkamen, bis 1870. (Die Chinesen hatten das Christentum vermutlich über Indien kennengelernt, wohin es zu Beginn des 16. Jahrhunderts der spanische Jesuit Franz Xaver gebracht hatte, der auch bis Japan kam.)

Nie hatte das Christentum Wurzel gefaßt in Korea. Das Land war buddhistisch seit dem 6. Jahrhundert. Der Buddhismus hatte den Konfuzianismus überlagert, der aber als Lebenshaltung blieb: Ehrfurcht, hierarchisch gestuft, Disziplin aus Einsicht, positive Einstellung zum Leben, Höflichkeit als unangestregte Umgangsart, Neigung zum »sacrificium intellectus«, zum Verzicht auf eigenes Denken nicht aus Dummheit und Trägheit, sondern aus freiwilliger Unter-

ordnung unter eine geistige Autorität, eine nüchterne Beurteilung der konkreten Möglichkeiten und das Talent zum Hintanstellen der Individualität und Privatheit. Also eine Moral, die das Leben des einzelnen und das der Gesellschaft und des Staatswesens durchgängig formte. Der Buddhismus brachte Religion hinzu. Religion war natürlich auch vorher da, aber als Animismus und Schamanismus: als Glaube an die Verbindung des Menschen mit den »Jenseitigen«, den Schutzgöttern und den Dämonen, mit denen man in Kontakt treten kann durch ekstatische Riten und initiierte Mittelpersonen. Sicher gibt es auch heute in Nordkorea noch »Schamanen«, so wie es im aufgeklärten Westen Magier und geheime Riten und geheime magische Neigungen und Handlungen auch des Aufgeklärtesten gibt. Das ist eben eine Schicht des menschlichen Wesens, bei uns verdrängt ins Unbewußte.

Es gab in Korea auch andere Religionen, importierte, wie den japanischen Shintoismus. Aber sie setzten sich nicht durch.

Nun aber kam das Christentum nach Korea. Es kam spät: erst um 1870. Sachlich historisch kam es so: nachdem Korea einige Jahrhunderte lang hermetisch abgeschlossen gelebt hatte, kam eines Tages ein nordamerikanisches Kauffahrerschiff, legte an und begann Handelsbeziehungen. Sie ließen sich gut an, und 1882 schlossen die USA mit Korea einen Handelsvertrag, in dem auch die Religionsfreiheit gesichert wurde.

Religionsfreiheit für wen und warum und wozu?

Natürlich zugunsten der protestantischen USA-Missionare. Nach einem Jahrhundert der Christenverfolgungen war es opportun für die USA, sich abzusichern, und zwar mit Hilfe der den Handelsverträgen angefügten Klausel der Religionsfreiheit.

Hier nun muß die nordkoreanische Interpretation vorurteilslos angehört werden: Die amerikanischen Missionare taten uns viel Gutes in all den Jahrzehnten. Darum nahmen wir ihre Religion, den lutherischen Protestantismus, gerne an. Wir verbanden den Glauben an den Christengott mit dem Glauben an die USA.

Ich ging gern in die Kirche, sagt Herr Chang, der getauft ist, die Missionare gaben uns immer Bonbons.

Aber, sagt Herr Kim, die christliche Religion war in unser Land gekommen zusammen mit dem Handel, mit dem Geld, mit dem westlichen Kapitalismus. Der Westen brach in unser Land ein als etwas Fremdes, das uns rasch korrumpierte, ohne daß wir es merkten. Wir glaubten blind, daß alles, was diese freundlichen Amerikaner uns sagten und brachten, richtig und gut sei und zu unserem Besten. Wir waren durch die jahrhundertlange Isolierung ohne Erfahrung mit dem Westen geblieben, wir waren unkritisch wie Kinder, die wegen der Bonbons in die lutherische Kirche liefen. Als dann später die katholischen Missionare kamen, waren wir verwirrt: das waren auch Christen, doch andere, warum die Spaltung, fragten wir uns. Unter den andern, den Katholiken, waren deutsche Benediktiner. Wir warfen alle diese Leute in einen Topf: wir vertrauten ihnen allen. Und nun kam der Krieg, der Zweite Weltkrieg, und wir mußten plötzlich sehen, daß die amerikanischen Missionare in erster Linie Amerikaner waren. Sie stellten sich unsern Partisanenkämpfern entgegen, weil sie ein kommunistisches selbständiges Nordkorea nicht zulassen wollten. Sie wurden unsre ideologischen Gegner. Da wurden wir mißtrauisch. Und dann wurde es auch noch offenkundig, daß amerikanische Missionare und von ihnen beeinflusste koreanische Christen unsre Partisanen verrieten. Unsre Christen, zu scharfen Antikommunisten erzogen von den Amerikanern, wurden fast eine fünfte Kolonne der USA im Land. Das verstärkte sich natürlich im Koreakrieg. Ich will nicht sagen, daß alle unsre Christen mit den Amerikanern im Koreakrieg kollaboriert haben, aber es waren viele, aus ideologischen Gründen, aus eingeredeter Angst vor dem Kommunismus. Aber es gab auch viele, die gezwungen wurden, mit den USA zu arbeiten. Es gab Christen, die sich dagegen wehrten, sie wurden erschossen von den Amerikanern. Andere unsrer Christen wurden von den Amerikanern nach Südkorea verschleppt. Kurzum: wir sahen jetzt, daß die Religion der Amerikaner eine politische Sache war, die sich gegen unsre Freiheit richtete. Ist es verwunderlich, daß wir diese Christen vertrieben? Sie fielen unsrer Revolution in den Rücken, sie waren Verräter, sie hatten uns mit kapitalistischen Ideen infiltrieren wollen und haben zu unserer Unterdrückerschicht gehalten, zu den Feudalen, den noch vorhan-

denen Großgrundbesitzern, und diese, aus Angst vor der Sozialisierung, kämpften auf seiten der USA. Wir mußten sie vertreiben.

Ja, sage ich, vertreiben auch, aber Ihr habt viel getötet und in Konzentrationslagern verkommen lassen.

Ja, sagt Herr Kim still, ja, aber wie sonst hätten wir uns befreien können von einer politischen und ideologischen Fremdherrschaft? Sagen Sie selbst: wie denn sonst?

Und, sagt Herr Chang, Sie müssen auch bedenken, wie enttäuscht wir vom Christentum waren: unter den Missionaren waren Leute vom CIA, und unter unsern von ihnen Bekehrten waren Agenten, Spione. Gerade jene, die uns das Christentum als Religion der Liebe gelehrt hatten, lieferten unsre Leute den Amerikanern aus und trieben sie unter Foltern zum Verrat von Schlupfwinkeln unsrer Partisanen und Munitionslager. Wenn das das Christentum ist, nun danke. Da haben wir es fallengelassen, mehr noch: wir haben es auszurotten versucht. Viele sind geflohen, nach Südkorea, und haben dort antikommunistisch agitiert. Vor allem die Katholiken dort waren scharfe Antikommunisten, weil ihnen die Amerikaner einredeten, wir seien Teufel.

Ja, sage ich, ich weiß: Kim Chi Ha schreibt, er habe als Kind tatsächlich geglaubt, Kommunisten und Nordkoreaner seien Teufel mit Hörnern und Klauen. Das Feindbild der Südkoreaner. Das Feindbild in den USA, das Feindbild in Westdeutschland. Man braucht ein Feindbild, damit man den inneren Zusammenhalt hat. Der Kommunismus bietet sich als Feindbild an, so wie sich der »Weltjude«, der »Zionismus« den Faschisten anbot. Und Euer Feindbild ist der Kapitalismus, nicht wahr? Damit haltet Ihr Eure innere Einheit aufrecht.

Nun, sagt Herr Kim, so simpel sind wir nicht. Aber natürlich operieren wir auch damit. Aber haben wir nicht recht? Haben wir nicht in Südkorea den Beweis dafür, daß der amerikanische Kapitalismus ein Volk, unsere Brüder, charakterlich und wirtschaftlich kaputt macht?

Ich kann nicht widersprechen, denn ich kenne Südkorea. Es ist so, und wenn dieser Tage Tausende von südkoreanischen Studenten umgebracht und unter den Panzern, geliefert von den USA, totgewalzt werden, weil sie eine Demokratie wollen, so kann das den Glauben der Nordkoreaner in den

guten Willen der christlichen USA gewiß nicht wiederherstellen.

Was also haben uns die Christen aus den USA gebracht? Das Christentum? Den Geist des Evangeliums? Christentum ist ein Politikum, nichts weiter.

Nein, sage ich, das stimmt so nicht. Wer ist denn in Südamerika auf seiten der sozialistischen Revolutionäre?

Die Kirche nicht, sagt Herr Chang, der offenbar immer noch daran leidet, daß er christlich getauft ist und so schwer vom Christentum enttäuscht wurde.

Ich schweige. Was kann ich denn sagen? Stimmt es etwa nicht, daß im Namen des Christus Jesus die blutigsten Kriege geführt wurden? Daß die christliche Kirche seit Konstantin immer sich mit den Reichen und Mächtigen verbündet hat? Daß sie die Lehre Jesu als »Opium des Volkes« gebraucht hat? Kam nicht der Katholizismus im Gefolge der spanischen Eroberung nach Südamerika? Wurde das Evangelium nicht mit Gewalt dort eingeführt?

Wir jedenfalls, sagt Herr Chang, brauchen dieses Christentum nicht.

Ich sage nichts darauf. Ich könnte sagen, daß man das in andern kommunistischen Ländern auch meinte und daß eine neue Generation eben doch Christentum, wenn auch nicht Kirche, brauche oder zu brauchen meint. Ich denke: Aber Ihr, liebe atheistische Nordkoreaner, Ihr **LEBT** das Christentum; Ihr seid die »anonymen Christen«. Ihr lebt die Liebe und nennt das: eine sozialistische Revolution machen. Ihr mordet nicht, Ihr macht keine Raubüberfälle, keine Großbetrügereien, Ihr denkt nicht in Geld und Geldeswert, ihr lebt einer für den andern, Ihr habt Lebensvertrauen, Ihr stellt Gemeinnutz über Eigennutz, Ihr unterdrückt keine Arbeiter, Ihr mißhandelt nicht Kinder und Frauen, Ihr vergewaltigt keine Mädchen, Ihr setzt nicht eure Kinder aus, Ihr stellt euch zur Verfügung dort, wo man euch braucht, Ihr kennt keine Aggressionen schwerer Art, Ihr wollt den Frieden, den eures Landes und den der Welt, Ihr wißt noch, was Sozialismus ist und was »Kommunismus« sein soll. Plötzlich denke ich: Christus ist ausgewandert nach Nordkorea. Gott ist bei den Atheisten, da ihn die Christen verraten haben.

Gelebtes Christentum... Braucht man dazu eine christliche Kirche? Ich darf jetzt den Gedanken nicht mehr beiseite schieben, ich muß mich ihm stellen. Jetzt und nach der Reise. Immer wieder. Wie sagte Jesus zur Samariterin am Jakobsbrunnen, auf den Tempel von Jerusalem deutend? »Einst wird der Tag kommen, da man Gott nicht mehr im Tempel verehrt, sondern im Geist und in der Wahrheit.« Oder auch: in der praktischen Nächstenliebe ohne Rückgriff auf eine konstituierte Religion.

Meine westlichen Volksgenossen müßten eigentlich die hohe Moral dieses, wie sie sagen, »kommunistischen« Landes sehr schätzen: da ist die Ordnung, die sie wünschen. Aber hier ist sie **ORGANISCH** gewachsen, nicht aufgesetzt, nicht erzwungen mit Strafen und Gefängnissen.

Ist es nicht verlockend für unsre Konservativen und Moralisten zu sehen, daß es in einem »kommunistischen« Land keinen Terrorismus gibt und keine Drogensüchtigen und keinen Bankraub...? Könnte man sie nicht dazu überreden, einige Unbehaglichkeiten auf sich zu nehmen um dieser Gewinne willen? Ärmer sein, und dafür nicht erpreßt werden? Nicht ausreisen dürfen, dafür keine Massierung der Jugendselbstmorde? Keine Kapitalanhäufung, und dafür keine Slums? Sind wir Christen oder nicht? »Aber Jesus blickte ihm traurig nach«, nämlich dem reichen Jüngling, der so brav war, aber sich von seinem Besitz nicht trennen wollte. Jesus blickte ihm traurig nach... Und dann wandte er sich zu denen, die bereit waren, auf Besitz zu verzichten.

### **Im buddhistischen Kloster**

Christen also gibt es noch in Nordkorea. Gibts auch noch Buddhisten? Natürlich: sie sind, wie die Christen, in der Volksversammlung vertreten, und es herrscht ja Religionsfreiheit.

Ich möchte ein buddhistisches Kloster besuchen. Ich stelle es mir so vor wie jenes in Südkorea, in dem ich eine so eindrucksvolle Begegnung mit dem Abt hatte. Wie finden sich Buddhisten mit dem nordkoreanischen Sozialismus

zurecht? Die südkoreanischen leben, soviel ich verstanden habe, in der inneren Emigration. Sie sind geduldet, der faschistische Staat hält sie für ungefährlich und benützt sie als Hüter der alten Tempelgüter, die zur nationalen Kultur gehören.

Wir fahren über Land nordwärts. In einem Gebirgstal, das in unsern Alpen sein könnte, liegt ein Kloster. Die Anlagen sind schön gehalten. Auch hier sind Klöster und Tempel nationales Kulturgut. Aber während in Südkorea die Klöster Ausflugsziele für Schulkinder und Touristen sind, und tagsüber von Menschen überschwemmt, liegt dieses Kloster hier wie ausgestorben. Die Tempel sind verschlossen. Gibt es denn keine Mönche hier? Herr Chang geht sie suchen. Er findet einen. Der kommt freundlich herbeigeeilt. Ich grüße ihn mit der gehörigen Geste, ich verbeuge mich. Der Mönch ist überrascht: ich bin die einzige, die das tut. Meine Begleiter nehmen den Mann offenbar nicht als buddhistischen Mönch, sondern als Museumswächter. Auch auf mich wirkt der Mann nicht wie ein buddhistischer Mönch. Er ist an die Sechzig und hat ein eher grobes Gesicht, jedenfalls ein bäuerliches, und ich finde keine Vergeistigung, nur jene Freundlichkeit die alle Nordkoreaner zeigen. Er ist einer von den drei Mönchen, die hier leben, lauter alte Männer. In den Bergen hoch oben, sagt der Mönch, gibt es noch Einsiedler.

Wovon leben die Mönche?

Der Staat zahlt sie wie jeden Staatsbürger. Sie werden bezahlt dafür, daß sie die »National-Heiligtümer« instandhalten. Sie sind also, gesellschaftlich gesehen, Angestellte wie alle Museumswächter.

Wurden sie nie verfolgt wie die Christen?

Nein, natürlich nicht, denn sie haben nichts zu tun mit dem importierten amerikanischen Christentum. Sie gehören hierher, und, so sagt der Mönch, wir waren auch immer gute Patrioten, wir haben das bewiesen: im 16. Jahrhundert gab es einen berühmten Mönch, der ein großer Held war, er versammelte fünftausend Mönche und zog mit ihnen in den Krieg gegen Japan. Der Präsident war schon hier, sagt der Mönch stolz, und er hat diesen Mönch zum Nationalhelden erklärt.

Aber, sage ich, Buddhisten dürfen doch nicht töten!?

Schon, sagt der Mönch, aber wenn viele Menschen unter einem Unterdrücker leiden, und wenn es kein anderes Mittel zur Befreiung gibt, dann darf man Gewalt anwenden.

Das ist auch ein Satz aus der westlichen Theologie der Revolution. Auch die Christen, sage ich, dürfen nicht töten, und sie taten und tun es doch, und es kann auch bei ihnen eine erlaubte Handlung sein.

Ich fühle mich plötzlich sehr traurig: was ist Religion, unsre und diese und jede, wenn sie »im Ernstfall« ihre Grundprinzipien aufgibt und wenn die politische Realität sich als stärker erweist als die Lehre der Stifter? Ist Religion doch nur ein Überbau, der das Wesen des Menschen nicht trifft? Ich hätte jetzt gern einen Gesprächspartner, der meine Trauer teilt. Herr Kim könnte der Partner sein, aber dazu müßten wir eine gleiche Sprache sprechen. Wenn er wenigstens Englisch könnte. Selten habe ich so stark gefühlt, was Sprache ist: Wo sie fehlt, ist ein Hohlraum, eine Wüste. Nur manchmal treffen sich Herrn Kims wissende Augen mit den meinen, und dann werden Blicke beinahe Worte. Ich bin fast überzeugt, daß Herr Kim, einer der Chefideologen, ein homo religiosus ist. Er sagt auf meine Frage, warum es keine jungen Mönche gibt: Aber es gibt viele junge Menschen, die den Buddhismus studieren.

Gibt es dafür einen Lehrstuhl an der Universität, allenfalls innerhalb der Geschichte?

Nein, aber innerhalb der Buddhistischen Bewegung, die auch in der Volksversammlung vertreten ist, können sie buddhistische Studien treiben. Es gibt ja auch noch Bibliotheken mit alten buddhistischen Schriften. Hier im Kloster gibt es eine solche, der Mönch zeigt sie stolz: alte hölzerne Druckstöcke noch in chinesischer Schrift, also aus der Zeit vor der Einführung der koreanischen Hangulschrift im 16. Jahrhundert.

Eines der Gebäude ist kein Museum, sondern doch wohl noch ein Tempel. Ich ziehe die Schuhe aus und bitte, vor der Buddha-Statue ein Räucherstäbchen anzünden zu dürfen. Der alte Mönch ist überrascht, er freut sich, meine atheistischen Begleiter finden das »höflich« von mir. Ich sage ihnen, daß es mehr ist als ein Akt der Höflichkeit: ich verehere das Göttliche, wo es sich zeigt und in welcher Gestalt auch immer.

Herr Kim fragt mich, was ich darüber denke, wenn ein Mensch sich von der Welt zurückzieht. Ich sage: Dann kommt die Welt zu ihm. Ich sage es scherzhaft und deute auf unsre kleine Gesellschaft. Aber ich habe das Gefühl, als sei Herr Kim lebhaft an derartigen unzeitgemäßen Fragen interessiert. Ich kann ihn mir gut vorstellen als buddhistischen Gelehrten und Frommen in einer Einsiedelei. Er ist hoher politischer Funktionär: Leiter der Abteilung für die friedliche Wiedervereinigung Koreas. Kein Mensch, kein Volk ist auf eine einzige Formel festzulegen. Das ist tröstlich. Herr Chang, viel jünger als Herr Kim, sagt: Man darf nicht desertieren; nur Politik zählt.

Alle jungen Menschen hier haben die Hände voll zu tun mit dem Aufbau, der Weiterführung der sozialistischen Revolution. Was soll Religion hier, was soll der Buddhismus hier bei einem Volk, das sein nationales Selbstbewußtsein, in Jahrzehnten brutaler Fremdherrschaft verloren, sucht und aufbaut, das an das irdische Paradies des Sozialismus, des »Kommunismus« unverbrüchlich glaubt, und dem alles Leben handfeste politisch-gesellschaftliche Realität ist? Kein Schatten eines Zweifels, keine Notwendigkeit der Sinn-Frage, kein Bedürfnis nach Göttern, kein Raum für den Gedanken an ein Nachher. Jetzt und hier wird gelebt, gearbeitet und geglaubt. Weltverzicht? Das wäre Verrat. Und überhaupt: was soll das eigentlich bedeuten? Warum sich zurückziehen aus dieser Welt, die so schön ist?

Von weiter unten aus dem Tal kommt Musik. Sie war als Unterströmung schon den ganzen Morgen da. Jetzt ist der Wind umgesprungen und die Musik wird sehr laut. Aber sie tut nicht weh: alte Volksmusik, heiter, hübsch. Sie soll die Arbeiter positiv stimmen, die dort unten ein großes Erholungsheim bauen. Für das arbeitende Volk, sagt Herr Chang. Arbeiter sind wir alle, wir haben die klassenlose Gesellschaft, vergessen Sie das nicht, wir sind ein Volk von Arbeitern.

Später ziehe ich mich zurück ins Gästehaus, aber dann gehe ich wieder aus, allein, ich habe das Bedürfnis, allein zu sein. Neben dem Gästehaus finde ich ein kleines verschlossenes Holztemperlchen, das war einmal die Zelle eines Mönchs, glaube ich. Ich setze mich auf die überwachsenen Steinstufen davor. Über mir sind die Zweige eines blühenden Kirsch-

baums, daneben eine strenge hohe dunkle Kiefer. Hier hört man keine Musik, nur den Wind und das Rauschen des Bergbachs. Ich denke nach über die Einengung des Lebens auf die Aktion, auf Politik, ich denke nach über den Verzicht auf »Metaphysik«, über die Unsensibilität fürs Numinose, den konsequenten Ausschluß der Sinnfrage. Kann man leben ohne nachzudenken darüber, wohin das führe, im Individuellen, im Allgemeinen? Wozu all die Anstrengung des Lebens, und was ist mit dem Leiden, welcher Platz wird dem zugewiesen in der nordkoreanischen Philosophie? Wird diese Frage wie die Sinnfrage überhaupt nur einfach »verdrängt«, oder stellt sie sich gar nicht? Muss man sie eigentlich stellen? Man stellt sie seit Jahrtausenden und hat keine Antwort gefunden, die uns »alles erklärt«. Nach dem Sinn fragen, heißt das nicht: Zeit verschwenden? Ist nicht das Leben selbst die Antwort auf die Sinnfrage? Man lebt, man liebt einander, man arbeitet, man zeugt, gebärt, erzieht Kinder, man sät und erntet, man erlebt den Wechsel der Jahreszeiten, man feiert Feste – genügt das nicht? Aber muß nicht Kim Il Sung oder mein Herr Kim, der Nachdenkliche, sich einmal fragen, woraufhin sie zielen? Auf das Glück des Volkes? Aber sie wissen, daß nichts dauert, also auch nicht der Friede und nicht das Glück. Was dann? Braucht man nicht doch das, was man Religion nennt? Aber was ist das denn? Es ist das Gefühl, eingebettet zu sein in einen Sinn-Zusammenhang. Und haben das die atheistischen Nordkoreaner nicht in hohem Maße? Sie sind keine Materialisten, durchaus nicht. Was sind sie dann?

Jenseits des Mäuerchens taucht ein Mensch auf, ein sehr junger Soldat, er sieht mich nicht, er pflückt sorgfältig ein paar Blümchen, dann blickt er auf und sieht den blühenden Kirschbaum und bleibt stehen, hingerissen, selbstvergessen, glücklich lächelnd. Was denkt, was fühlt er? Offenbart sich ihm das Göttliche und damit DER SINN in diesem Baum? Was ist Atheismus...?

## XV. Wiedervereinigung: Zentralproblem

Lykurg herrschte im schlichten Kittel und mit einem Befehlsstab, dem das Volk sich willig fügte, beseitigte ungerechte und tyrannische Regierungen in den Städten, legte Kriege bei, beendete Bürgerstreitigkeiten durch Entsendung von Beauftragten, deren Weisungen sich sofort alle unterwarfen wie die Bienen, wenn der Weisel erscheint, sich um ihn scharen und sich ihm unterordnen.

PLUTARCH

Heute war ich eingeladen bei Herrn Kim Jung Rin. Ein hoher Funktionär: Sekretär des ZK. Mir fällt wieder einmal auf, wie verschieden diese hohen Funktionäre von denen in andern sozialistischen und nichtsozialistischen Staaten sind: sie sind still und bescheiden ohne jedes Imponiergehabe. Wiewohl »oben« auf der Stufenleiter, bricht durch ihre diplomatische Zurückhaltung eine natürliche Freundlichkeit, ja Herzlichkeit. In jedem steckt ein konfuzianischer Staatsbeamter und ein buddhistischer Weiser (auch wenn er kein Buddhist ist), also einer, der das Spiel spielt und einer, der es durchschaut, kurzum: es sind Menschen.

Die Freundlichkeit ist den Koreanern wesentlich. In Nordkorea wird sie ausdrücklich gepflegt. Die Kinder bekommen für besondere Freundlichkeiten einen Stern aufs Kleid. Welches westliche Kind wird dazu erzogen, freundlich zu sein, welcher von unsern Jugendlichen trüge einen Stern, wer von uns Erwachsenen? Wissen wir überhaupt noch, daß Freundlichkeit eine staatsbürgerliche Tugend ist? Mir fällt Brecht ein: »Wir wär'n gern gut anstatt so roh, doch die Verhältnisse, die sind nicht so.« Hier in Nordkorea sind sie so, daß man freundlich sein kann, darf, soll.

Kim Jung Rin erwartet mich schon im Korridor, nicht erst in seinem Büro hinterm Schreibtisch.

Da er weiß, daß ich seit Jahren dem Korea-Komitee angehöre, konzentriert sich unser Gespräch auf dieses Thema, das Thema Nummer Eins in Korea.

Er meint, ich als Deutsche müsse ein besonderes Verständnis für die Frage der Wiedervereinigung haben.

Sie haben, sagte er, ein zweigeteiltes Deutschland, wie wir ein zweigeteiltes Korea haben. Ihr Land wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von den Sieger-Großmächten geteilt, das unsere wurde von denselben Mächten geteilt: USA und Sowjetunion. Die haben unsere Länder geteilt ohne Rücksicht darauf, daß sie ein Volk trennten, das eine Schicksals- und Kulturgemeinschaft ist und in welchem Menschen leben, die zusammengehören, Familien, Freunde, Kameraden aus dem Weltkrieg, die man künstlich zu Feinden machte. Den Siegern kam es einzig darauf an, sich politisch-ideologische Einfluß-Sphären zu schaffen und damit auch militärische Stützpunkte und militärische Alliierte. Die Trennung ist erfolgt ohne Volksbefragung, ohne Wahl. Von oben, von außen. Willkürlich und brutal. Es hatte schlimme Folgen: bei uns den Koreakrieg 1950, bei Ihnen den Kalten Krieg mit dem Osten. Die Leidtragenden sind unsere Völker. Kein Koreaner kann den andern Teil des Landes besuchen, kein Briefverkehr ist möglich, im Koreakrieg waren Brüder gezwungen, auf Brüder zu schießen, Söhne auf ihre Väter. Sie in Deutschland sind viel weiter in der Entspannung.

Ja, dank der Ostpolitik Willy Brandts, die von der Opposition heftig verurteilt wurde, obwohl sich die Folgen nur positiv erweisen.

Ich verstehe die Opposition, sagt Herr Kim Jung Rin. Sie hat angenommen, daß das Bemühen, den status quo der beiden Staaten zu halten, der Verzicht auf die Wiedervereinigung sei.

Die Bundesrepublik hat niemals verzichtet, aber sie hat eine realistische Entspannungspolitik betrieben. Sie tat, was möglich war, und unterließ, was im Augenblick unmöglich war.

Möchten die getrennten Völker Deutschlands die Wiedervereinigung so, wie es unser Volk will?

Gegenfrage: will Südkorea die Vereinigung?

Sie meinen, es sei propagandistisch so verhetzt, daß es sie nicht wollen kann? Sie meinen, es hat Angst vor unserm Sozialismus?

Das meine ich, und es ist so. Fünfunddreißig Jahre antikommunistischer Propaganda bleiben nicht ohne Wirkung. Kim Chi Ha schrieb, er habe als Kind geglaubt, Kommunisten,

also Nordkoreaner, seien Teufel mit Hörnern und Klauen.

Natürlich, sagt Herr Kim, meinten die so manipulierten Südkoreaner, den Schutz der USA zu brauchen. Darum duldet und duldet man bis heute die US-Militärmacht im Land, selbst wenn es erfahren hat, daß die US-Politik eine nur eigennützige ist und Südkorea wieder einmal zu einer Kolonie macht. In Südkorea fällt keine politische Entscheidung aus dem Willen des Volks, sondern wird von den USA diktiert. Aber Südkorea nennt sich eine freie Demokratie. Wie frei sie ist, sehen wir dieser Tage. Alle Welt weiß jetzt, was dort gespielt wird. Studenten, die eine echte Demokratie wollen, werden als Kommunisten eingesperrt, gefoltert und hingerichtet. Eine Demokratie, in der es keine Opposition gibt! Uns wirft man vor, wir seien keine Demokratie. Nach dem Krieg flohen viele Nordkoreaner in den Süden, freilich nicht nur aus Angst vor dem Sozialismus, obgleich das für alle Reichen, alle Feudalherren der Hauptgrund war. Die andern flohen aus Angst vor der Drohung der USA, aus Pyöngyang ein zweites Hiroshima zu machen und ganz Nordkorea zu zerstören. Ob die USA das im Sinne hatten, ist eine andere Frage. Genug, daß sie Menschen unseres Volkes zur Flucht bewogen. Man wollte uns dezimieren. Man wollte uns auch unsere Intellektuellen und Techniker rauben, so wie man Ihre deutschen Atomphysiker teils in die USA, teils in die Sowjetunion exportierte.

Daß wir dennoch den Wiederaufbau geleistet haben, ist für die USA ein Grund, uns weiter zu fürchten, obgleich wir keine Aggressionspläne haben. Wir wollen nur Frieden. Sehen Sie: hier ist wirklich Friede, und einige hundert Kilometer weit im Süden ist Bürgerkrieg, und Tausende von Studenten und Intellektuellen und Arbeitern sind in den Gefängnissen und werden gefoltert. Jetzt sieht man, wo die Demokratie lebt. Jetzt erwacht in Südkorea der Wunsch, so zu leben wie wir Nordkoreaner.

Ich hörte kürzlich auf Umwegen, daß in den südkoreanischen Studenten die Angst vor dem Sozialismus und damit vor Nordkorea rapide abnimmt. Das ist die Chance für Nordkorea.

Nordkorea wird die nicht nützen, so nicht. Kim Il Sung lehnt jede Einmischung in die Staatsangelegenheiten Südkoreas

strikt ab. Wir wollen eine friedliche Wiedervereinigung. Wir wollen keine militärische und auch keine ideologische Eroberung. Wir wollen nichts anderes, als eine friedliche Koexistenz. Wir brauchen einander auch wirtschaftlich: wir haben Mangel an Arbeitskräften. Wir haben siebzehn Millionen Einwohner, Südkorea hat doppelt so viel. Wir brauchen Südkorea als Absatzmarkt für unsere Industrieprodukte. Südkorea braucht unsere Rohstoffe und unsere Erfahrung in der Bewässerung. Und beide Staaten brauchen Frieden auch im Hinblick auf die Wirtschafts- und Finanzpolitik: die Gelder, die beide Völker notgedrungen in die Rüstung stecken, könnten wir für friedliche Zwecke verwenden. Unsere Rüstungsindustrie muß auf die Produktion lebenswichtiger Güter umgestellt werden, in beiden Ländern. Wir brauchen viel mehr Konsumgüter fürs Volk, hier wie dort. Wir sind aufeinander angewiesen. Und wir wollen wieder ein einziges Volk sein, wie wir es eineinhalb tausend Jahre lang waren. Nie war Korea getrennt seit der Vereinigung der drei alten Königreiche. Deutschland war eine solche Einheit nie, das ist vielleicht bei Ihrem Vergleich in Rechnung zu stellen. Deutschland gibt es erst seit hundert Jahren als politische Einheit. Auch stammesmäßig war es nie eine Einheit.

Ich merke, daß sich mir hier das Problem der deutschen Wiedervereinigung ganz neu stellt. Man muß einheimische Probleme von »außen« her anschauen, das gibt Objektivität, das korrigiert eingefahrene Urteile. Wie groß der Unterschied der deutschen und der koreanischen Wiedervereinigungs-Politik ist, sieht man an der Verschiedenheit der Reaktionen auf die Teilung 1945: Am 31. Dezember 1945 demonstrierte das ganze koreanische Volk, im Süden wie im Norden, unabhängig von der politischen Ideologie. In unabhärbaren Scharen durchzog es die Städte. Es fühlte sich als ein Volk, es fühlte sich als ganzes Volk seiner Souveränität beraubt von Leuten, die es nicht kannten, nicht liebten, sondern nur benützten für eigene militärische Zwecke. Gab es derlei in Deutschland? Könnte es derlei heute geben? In Korea ist das möglich, wenn es auch im Augenblick nicht geschieht. Korea wird sich nie abfinden mit der Trennung.

Südkorea kann sich keinen öffentlichen Schritt zur Wieder-

vereinigung erlauben. Jeder Versuch der Annäherung an Nordkorea wird als pro-kommunistisch verfasst. Es ist Nordkorea, das für die Wiedervereinigung arbeiten kann. Was Südkorea bisher dafür tat, ist zu lesen im Buch »Das Werden einer Nation«, geschrieben vom ehemaligen, nun ermordeten, Präsidenten Südkoreas, Park Chang Hee:

»In den siebziger Jahren müssen wir unsere Anstrengungen für eine friedliche Wiedervereinigung bis zum Ende fortsetzen. Aber wir müssen auch gewappnet sein, Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Wir glauben, daß die USA, unser großer Verbündeter im Frieden und im Krieg, uns im Falle einer Invasion von außen helfen werden. Dennoch müssen wir bedenken, daß Hilfe von seiten der Verbündeten weder zu erwarten noch überhaupt von wesentlicher Bedeutung sein wird, wenn wir nicht selbst nennenswerte Anstrengungen unternommen haben, uns zu verteidigen.«

Während ich 1975 in Südkorea war, las ich im englischsprachigen »Korean Herald« Zitate aus der Rede einer Abgeordneten der NDP (New Democratic Party), Frau Kim Ok Sun:

»Alle Arten von regierungs-initiierten Sicherheits-Organisationen, die Einrichtung des Civil Defence Corps und des Student National Defence Corps, all diese ständigen Warnungen vor der Invasion Nordkoreas, all das Verbreiten militärischer Lieder und Köderphrasen wie ›Laßt uns aufbauen während wir kämpfen‹ – all diese Mittel gebraucht Park Chang Hee, um an der Regierung zu bleiben. Der Ausbruch des Krieges hängt einzig von der Laune des Diktators ab. Er versucht seine Fehler in der Staatsführung unter der These ›nationale Sicherheit‹ zu verbergen. Er hält das Volk ununterbrochen in einer Krisen-Atmosphäre und in einer kriegsähnlichen Situation unter dem Vorwand, man müsse rüsten, um einem Einfall Nordkoreas widerstehen zu können.«

Eine unerhörte Rede, die natürlich mit dem Rücktritt der Abgeordneten enden mußte. Aber es war endlich einmal gesagt worden, was das Volk selbst dachte. Gleichzeitig aber blieb die Anti-Nordkorea-Propaganda wirksam. Man fürchtete sich zwar nicht mehr vor einem militärischen Einfall Nordkoreas, aber um so mehr vor einer Wieder-

vereinigung im Stile Vietnams: der kommunistische Norden würde den nichtkommunistischen Süden kommunistisch machen.

Heute fragen sich die Südkoreaner, ob es ihnen unter nordkoreanischem Regime nicht bedeutend besser gehen würde als es ihnen in der »Demokratie« geht. Nachdem sie Jahrzehnte lang alle positiven Informationen über Nordkorea, die ihnen meist über Japan zukamen, als kommunistische Propaganda ansahen, also ihnen mißtrauten, beginnen sie jetzt zu begreifen, daß Nordkorea nicht nur selbst in Frieden lebt, sondern auch eine friedliche Wiedervereinigung will und zwar nicht unter kommunistischer Flagge. Wie aber denkt sich Kim Il Sung die Wiedervereinigung? Kim Jung Rin bestätigt mir, was ich von andern Seiten hörte.

Die Vorgeschichte: Im Dezember 1945 wurde in Moskau ein »Treuhand«-Kontrakt geschlossen zwischen den USA und der Sowjetunion und es wurde entschieden, daß die Wiedervereinigung Koreas ausschließlich Sache der »Treuhand« sei, nicht des koreanischen Volks. Nachdem die Massendemonstrationen in beiden Korea von den »Treuändern« nicht zur Kenntnis genommen worden waren, erwies sich die Trennung als (vorläufig) bleibend. Alle Bemühungen, sie zu überwinden, scheiterten. Woran?

Ich entnehme das, was dazu zu sagen ist, nicht einer nordkoreanischen Quelle, sondern aus der für die westliche Welt soviel glaubhafteren: der südkoreanischen, nämlich dem schon genannten Buch des nun ermordeten Park Chang Hee. Er schreibt, daß die Koreafrage im April 1954 auf der Genfer Konferenz behandelt wurde. Sie war zusammgetreten aufgrund einer Resolution der UNO-Vollversammlung vom August 1953. Die Teilnehmer waren: Südkorea, Nordkorea, die Sowjetunion, die Volksrepublik China und die sechzehn UNO-Alliierten.

Diese UNO-Vollversammlung hatte 1948 die südkoreanische Demokratie für das einzige rechtmäßige Korea erklärt. Park Chang Hee stellt das fest, aber er bleibt die Erklärung schuldig, mit welchem Recht eigentlich die UNO 1948, also keineswegs nach dem Koreakrieg, aufgrund deren man allenfalls Nordkorea als Angreifer ausschließen hätte können, Nordkorea als illegal erklärte. Welche Gründe kann es

völkerrechtlich dafür gegeben haben? Kim Il Sung hatte ganz Korea von der japanischen Herrschaft befreit, und dafür nun soll er bestraft werden. Sehr einfach. Außerdem ist er Kommunist, und also eo ipso nicht anzuerkennen. Gab es bei diesem Handel die Sowjetunion nicht mehr? Nein, die »Treuhand-Gesellschaft« hatte sich inzwischen aufgelöst. Nun lag der Fall ganz allein bei der UNO, in welcher, wie Park Chang Hee schreibt, »der Westen noch die absolute Mehrheit besaß« und bei der »Abstimmung über das Problem der Wiedervereinigung Koreas auf keinerlei Schwierigkeiten stieß.« Natürlich waren alle UNO-Mitglieder damals einig: ein kommunistisches Nordkorea darf es nicht geben.

Park erzählt, wie sehr sich die UNO Mühe gegeben habe, die Wiedervereinigung zu betreiben. Sie habe so vernünftige Forderungen an Nordkorea gestellt: Anerkennung der Autorität der UNO bei der Behandlung des Problems und die Hauptrolle der UNO bei den Verhandlungen, ferner die Abhaltung allgemeiner, freier Wahlen im Verhältnis der Bevölkerungszahl von Nord- und Südkorea (Südkorea hatte doppelt so viele Einwohner) und die Stationierung der UNO-Truppen in Korea bis zur Errichtung eines vereinten, unabhängigen und demokratischen Staates.

Warum nur waren die Nordkoreaner so eigensinnig, nicht auf diese schönen Vorschläge einzugehen?

Kim Il Sung hatte bereits seine Vorschläge gemacht: Abzug aller Fremdstuppen aus beiden Korea (Nordkorea hatte schon keine ausländischen Truppen mehr im Land) und freie Wahlen, aber nicht mit Überwachung durch die UNO, sondern durch Vertreter neutraler Staaten. Sein Vorschlag ist recht wohl verständlich: die UNO war Partei für Südkorea, und die Weigerung, ihre Truppen aus Südkorea zurückzuziehen (während Nordkorea keine militärischen Alliierten mehr hatte) konnte unmöglich akzeptiert werden.

So stand Bedingung gegen Bedingung auf den vielen Sitzungen in Panmunjom, diesem kleinen Ort mitten in der vier Kilometer tiefen und zweihundert Kilometer breiten entmilitarisierten Zone.

Daß sie »entmilitarisiert« ist, konnte ich nicht sehen, als ich 1945 mit einem UNO-Soldaten als Führer dort war: ich sah hüben und drüben Soldaten, die sich gegenseitig scharf

beobachteten. Wäre dort kein Militär, könnten auch jene kleinen Zwischenfälle nicht stattfinden, von denen die Zeitungen im Süden wie im Norden berichten, dabei jeweils die andre Seite als Angreifer beziehungsweise als Provokateur bezeichnend.

Dort sah ich auch das Haus mit dem berühmt gewordenen Tisch, an dem die Verhandlungspartner sitzen, die sich feindlich sind: die UNO, Partei für Südkorea, auf der einen Seite, die Vertreter der sozialistischen Länder auf der andern, aber nicht Nordkoreaner selbst, denn Nordkorea war von der UNO nicht anerkannt, also konnte mit diesem nicht-existierenden Land nicht verhandelt werden, man konnte nur über seine Köpfe hinweg verhandeln. Erfolglos.

Park beklagt sich in seinem Buch darüber, daß ab 1960 die Lage sich zuungunsten Südkoreas verschlimmert habe: durch den Eintritt vieler Länder der dritten Welt in die UNO habe sich eine andere Methode eingebürgert. Und nun gibt Park diesen Ländern der dritten Welt und damit auch Nordkorea das schönste Zeugnis wider seinen eigenen Willen. Er schreibt: »Sie schwangen das Banner der dritten Welt, die davon ausgeht, daß internationale Auseinandersetzungen nicht durch das politische Kräftespiel (zwischen den Großmächten, meint er) zu lösen seien, sondern durch Normalisierung und Überredung.« Genau diejenige Methode, die Kim Il Sung anwenden will. Daß Südkorea (die Regierung Park und die der Nachfolger) die Lösung der Koreafrage eben nicht »durch Normalisierung und Überredung« erwartet, sondern durch die Fortsetzung des so gefährlichen Kräftespiels, geht aus seinen eigenen Worten klar hervor.

Die Folge des Eintritts vieler blockfreier sozialistischer Länder der dritten Welt in die UNO bewirkte eine Änderung innerhalb der UNO. Nun wurde die Einladung von Vertretern Nordkoreas zur UNO-Debatte eine wichtige Verfahrensfrage innerhalb der UNO. In der 22. Vollversammlung habe sich ein großer Teil der Mitgliedstaaten dafür ausgesprochen, die Koreafrage der UNO zu entziehen und sie einer eigens zu bildenden Kommission zu übergeben. Auch wurde der Abzug der UNO-Truppen aus Südkorea vorgeschlagen und die jeweils gleichzeitige Einladung

von Vertretern Nord- und Südkoreas. Viele der ehemals Südkorea-freundlichen Staaten, so beklagt sich Park in seinem Buch, haben das Interesse an der Koreafrage verloren oder sich gegen die UNO-Resolutionen über Korea gestellt.

Aber der Hauptpartner, die USA, hielt seine Bastion: kein Rückzug der Truppen, sondern, im Gegenteil, Festigung der militärischen Position in Südkorea, mit Stationierung von Raketenbasen und mit der Anwesenheit der Kriegsflotte. Die Begründung: Nordkorea drohe mit Krieg.

Auch nichtkommunistische Beobachter der Lage müssen gerechterweise sagen, daß diese Drohung in der Realität nicht besteht, sondern wie die tapfere südkoreanische Abgeordnete 1945 sagte, nichts anderes ist als Taktik Parks (und der USA), um den Status quo und damit den letzten Flottenstützpunkt der USA im Fernen Osten sowie eine faschistische, USA-hörige Regierung am Ruder zu halten.

Park schreibt in seinem Buch, daß »die Vereinten Nationen, getragen vom Weltgewissen, sich während zweier Jahrzehnte bemüht haben, eine Lösung der Frage zu erarbeiten«. Er schreibt weiter, daß »Kim Il Sung und seine Anhänger« (womit er die ganze Nordkoreanische Demokratische Republik meint) das stärkste Hindernis seien, da sie »noch immer die nördliche Hälfte der koreanischen Halbinsel kontrollieren«. Womit er meint, daß Nordkorea leider immer noch ein selbständiges Land ist.

Er schreibt weiter: »Da die Kommunisten mit allen Eventualitäten rechnen, wiederholen sie ständig ihre Lieblingsparolen wie friedliche Vereinigung, Verhandlungen zwischen Nord- und Südkorea, Bundesstaat, Austausch zwischen Süden und Norden . . . Bei den rechtswidrigen Akten, die Kim Il Sung und seine Partei gesetzt haben, haben sie regelmäßig vorher und nachher eine Friedensoffensive gestartet.«

Welches sind die »rechtswidrigen Akte«? Gegen welches Recht wurde verstoßen durch welche Akte? Außer dem Koreakrieg, dessen Geschichte strittig ist und bleibt, hat Park nichts anderes vorzubringen als die Gründung der »Demokratischen Front für die Vereinigung des Vaterlandes«, zu der angeblich auch südkoreanische Truppen gehörten. Kim Il Sung habe mehrmals »bewaffnete Agenten in

Südkorea eingeschleust«, was vermutlich stimmt, was aber ebenso umgekehrt auch Südkorea vorgeworfen werden kann. Es gehört zur Politik aller Staaten, »Agenten einzuschleusen«. Warum soll man es Kim Il Sung als rechtswidrig vorwerfen?

Park fährt fort: »Diese vaterländische Front schlug sofort ein Fünf-Punkte-Programm vor für die Wiedervereinigung, wobei Abzug der fremden Truppen der Hauptpunkt war.« In den sechziger Jahren, schreibt Park, begann Kim Il Sung plötzlich (wieso plötzlich, fragt sich der Leser), die friedliche Vereinigung nach der Drei-Etappen-Formel zu predigen. Im ersten Stadium sollten die US- (und UNO-)Truppen von Südkorea abgezogen werden, ein Gewaltverzichts- und Friedensabkommen abgeschlossen und die Streitkräfte in jedem der beiden Sektoren auf unter hunderttausend Mann reduziert werden. Gleichzeitig sollte der wirtschaftliche und kulturelle Austausch beginnen. Anschließend war nach Kims Entwurf eine Föderation zu gründen, in der jede Seite ihre eigene wirtschaftliche und soziale Struktur beibehalten und Regierungsvertreter in eine zu schaffende Oberste Nationale Kommission entsenden sollte. In der dritten Etappe sollten unter Ausschaltung eines jeglichen fremden Einflusses in ganz Korea allgemeine Wahlen zur Bildung der Zentralen Einheitsregierung abgehalten werden.

So Park. Es stimmt: das hat Kim Il Sung vorgeschlagen. Warum meinte Südkorea, nicht darauf eingehen zu können?

Park sagt es: »Dieser Vereinigungsplan diente dazu, durch Aufstachelung der in der Bevölkerung schlummernden Wiedervereinigungs-Sentimentalität (!!!) im Süden Verwirrung zu stiften und aus der wechselhaften internationalen Situation und aus dem Chaos in Südkorea nach dem Studentenaufstand vom 19. April 1960 Kapital zu schlagen. Gleichzeitig sollte die Weltmeinung zuungunsten Südkoreas beeinflußt werden.« Daß es Kim Il Sung ehrlich meinte, wurde nicht in Betracht gezogen. Und wenn er es auch ehrlich meint, so könnten die Folgen aus der Realisierung der ehrlichen Meinung für Südkorea und die USA schlimm sein: Südkorea könnte Gefallen finden am Sozialismus, wie ihn Nordkorea aufbaute. Und nun mußte Park rasch eine Lüge einsetzen: Kim Il Sung habe gesagt, zu Beginn der

siebziger Jahre würde er die Wiedervereinigung mit Waffengewalt erzwingen.

Das hat Kim Il Sung nicht gesagt, das kann er nie gedacht haben. Er ist und war viel zu realistisch, um ein solches Vorhaben nicht als das Ende der Wiedervereinigungsarbeit angesehen zu haben. Ein Krieg in diesem Stadium der Arbeit wäre Selbstmord gewesen und sein eigenes Ende und der Beginn möglicherweise eines dritten Weltkriegs, wenn China oder die Sowjetunion und die USA in Korea aufeinandergeprallt wären.

Park wußte, daß er log, aber er brauchte die Lüge. Er brauchte das Feindbild und er brauchte die Angst seines Volks. »Wenn es zu einem Krieg kommt, werden wir keinen einzigen Schritt zurückweichen. Wir alle, Soldaten und Zivilisten, werden bis zum Ende kämpfen.« Er hat einmal eine Bedingung gestellt, die – würde sie eingehalten, sagt er – ihn vom echten Friedenswillen Kim Il Sungs überzeugte: »Wenn Kim Il Sung von jeder Art militärischer Provokation Abstand nimmt und öffentlich erklärt, daß er gegen eine Politik der gewaltsamen Vereinigung ist, und wenn wir feststellen können, daß die nordkoreanischen Kommunisten ihre Aufrichtigkeit durch Taten beweisen und dies auch von der UNO bestätigt wird.«

Nun: Kim Il Sung hat bewiesen, daß es ihm ernst ist mit dem Angebot. Er hat es zuletzt bewiesen damit, daß er nicht in die große Revolte von 1980 eingriff und das Chaos vor und nach der Ermordung Parks nicht zum Anlaß einer Intervention machte. Er hätte dabei auf die Spaltung des Militärs in Südkorea zählen können, und die USA hätten sich gehütet, massiert einzugreifen. Ein zweites Vietnam konnten sie sich nicht leisten.

Was aber die Forderung Parks nach der Zustimmung der UNO angeht, so ist sie der Beweis dafür, daß Südkorea keine Selbständigkeit hatte und hat, sondern von den USA regiert wird, die ihren Einfluß in Südkorea nicht aufgeben zu können meint, da sie es als strategischen Stützpunkt im Fernen Osten braucht. Daß Park immer von »den Kommunisten« spricht, ist eine jener terribles simplificationes, die in der Politik üblich sind, wenn man ein Feindbild aufbauen will. Er hätte sagen müssen: die blockfreien sozialistischen Staaten, zu denen Nordkorea gehört. Er wußte genau, daß

Nordkorea längst nicht mehr im Schlepptau der Sowjetunion fuhr, und daß es mit der Volksrepublik China kein Bündnis hatte, nur lose freundschaftliche Beziehungen. Aber Park braucht das Schockwort »Kommunisten«. Das ist überall wirksam, wo man nicht willens ist, redlich zu denken und zu differenzieren. Dies also ist, in großen Zügen, die Vorgeschichte der Wiedervereinigungspolitik von heute.

Und wie steht es augenblicklich? frage ich Kim Jun Rin.

*Damit ich ganz sicher bin, genau zu berichten, ziehe ich zu meinen eigenen Notizen jene Aufzeichnungen hinzu, die ein anderer deutscher Nordkorea-Besucher machte und der seinen Bericht offiziell nach Bonn weitergab. Unsere Berichte decken sich im wesentlichen.*

In den siebziger Jahren wurden, ohne daß die Weltöffentlichkeit Notiz davon nahm, die Verhandlungen zwischen Süd und Nord wieder aufgenommen. Sie fanden ausschließlich unter den Koreanern statt, also nicht unter Kontrolle der UNO. Damals schlug Kim Il Sung folgendes vor: Beginn einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit in Form von Austausch nordkoreanischer Rohstoffe mit südkoreanischen Agrarprodukten, ferner nordkoreanische technische Hilfe beim Ausbau des südkoreanischen Bewässerungssystems, und die Verbindung der Energie-Erzeugung beider Länder. Außerdem machte Kim Il Sung das Angebot, den Südkoreanern das Fischrecht vor den nordkoreanischen Küsten einzuräumen. Und schließlich sollten die Grenzen nach und nach geöffnet werden, zunächst durch Zusammenführung von Familien und durch Postverkehr. Auch sollte allen Koreanern das Recht eingeräumt werden, sich den Wohnort frei auszusuchen in ganz Korea. Hauptvorschlag: in beiden Korea sollten alle Parteien zugelassen werden.

Park Chang Hee sah in diesem Vorschlag nichts anderes als den Willen Kim Il Sungs, Südkorea auf friedlichem Wege kommunistisch zu infiltrieren. Nun: da Kim Il Sung von der Richtigkeit und Zukunftsträchtigkeit des Sozialismus überzeugt ist, muß er natürlich hoffen, daß Südkorea sozialistisch würde. Jedoch widerspräche es seiner Dschudsche-Ideologie und seiner Praxis, Südkorea nach nordkoreanischem Muster sozialistisch zu machen. Es gehört zu seinen Grundsätzen, daß jedes Land seine eigene Form des Sozialismus

finden müsse. Aber das Mißtrauen Parks zusammen mit der Angst, die USA könne damit nicht einverstanden sein, ließ ihn diesen Plan ablehnen. Was er allenfalls akzeptieren wollte, war der Bau einiger Fabriken Südkoreas im Norden und umgekehrt. Außerdem wünschte er, daß an bestimmten Orten »Fremdenverkehrseinrichtungen« entstünden. Was aber sollte das sein? Südkorea war berüchtigt für seine Bordellstädte Seoul und Pusan mit einem Heer von Kisängs und mit entsprechenden Luxushotels und Nachtclubs und dem Zustrom reicher Geschäftsleute aus aller Welt. Diesen seltsamen Vorschlag mußte Kim Il Sung mit seiner strengen Moral als Versuch der Korruption ablehnen. Für die west-südliche Libertinage war er nicht zu kaufen.

Dann machte er sich an die Austreibung der unnützen und überflüssigen Gewerbe. Die meisten von ihnen mußten schon, auch ohne Verbot, aus dem Lande verschwinden, da es keinen Absatz mehr für diese Erzeugnisse gab. Das Eisengeld ließ sich auch nicht ins Ausland bringen, da es dort wertlos war, so daß man keine Luxuswaren dafür einhandeln konnte. Es verschwanden auch Bordelle, Wahrsager und Hersteller von Schmuck. So schwand der Luxus von selbst dahin.

PLUTARCH

Eine andere, wesentliche Frage ist, ob es ihm ernst war mit dem Vorschlag freier Parlamente, also Zulassung aller Parteien. Südkorea hatte Grund zu zweifeln: Kim Il Sung hätte damit im eigenen Land beginnen müssen. Er konnte allerdings erwidern, daß er mit der Liberalisierung nicht beginnen könne, wenn nicht zugleich Südkorea begänne.

Im Juni 1973 macht Park Chang Hee seinen Vorschlag: Mitarbeit Nordkoreas in internationalen Organisationen, Teilnahme nordkoreanischer Delegierter an der UNO-Vollversammlung, gleichzeitige Aufnahme Nord- und Südkoreas in die UNO.

Darauf antwortete Kim Il Sung noch am selben Tag und forderte die Beendigung der militärischen Konfrontation, die Einberufung einer Nationalversammlung und die Bildung einer Föderation, bei der beide politische Systeme gleichberechtigt nebeneinanderstehen, und ein neues Staatsgebilde mit Namen Koryo (dem Namen des ersten einigen koreanischen Reiches vor fünfzehnhundert Jahren),

das als solches statt der getrennten Staaten Nord- und Südkorea in die UNO aufgenommen werden soll.

1979 ging Kim Il Sung noch viel weiter. Er war nun bereit, mit Park selbst zu verhandeln, was er bis dahin abgelehnt hatte mit der Begründung, er könne nur mit einem nichtfaschistischen Südkorea verhandeln. Er war sogar bereit, an einem beliebigen Ort, sei es in Korea, sei es auf neutralem Boden, mit Park zu sprechen.

Hier tauchte von neuem die Schwierigkeit auf, daß Südkorea nicht ohne die USA verhandeln wollte. Kim Il Sung beharrte auf seinem Standpunkt, daß die Wiedervereinigung Koreas ausschließlich Sache Koreas sei. Er war aber bereit, den USA einen Beobachterposten zuzugestehen. Darauf ging Südkorea nicht ein. Es durfte darauf nicht eingehen, denn die USA fürchteten nach wie vor oder mehr denn je eine erhebliche Behinderung ihrer Wirtschaft: Südkorea ist das Land, in dem die USA zusammen mit andern kapitalistischen Staaten wie Japan viel Kapital investiert haben. Sie betreiben dort ihre Fabriken mit billigen südkoreanischen Arbeitern und außerdem ganz oder fast steuerfrei. (Dies ist der Preis dafür, daß sie Südkorea militärisch schützen, obgleich kein Schutz nötig ist, was sie sehr wohl wissen, aber zuzugeben sich hüten.) Übrigens hat auch die Bundesrepublik Deutschland ihre Investitionen in Südkorea und ist darum äußerst wenig interessiert an einer Veränderung des Status quo. Darum hat die Bundesrepublik auch reguläre diplomatische Beziehungen zu Südkorea und gab noch 1980 einen großen Kredit dorthin und dies nach dem blutigen Militärputsch.

Nach der Ablehnung der Vorschläge Kim Il Sungs 1979 verschlechterten sich die Beziehungen zwischen den beiden Korea, besonders nach dem Besuch des japanischen Ministerpräsidenten Ohira in den USA und seinen Besprechungen mit Carter über Fragen der Sicherheit im Fernen Osten.

Auch der Besuch des UNO-Generalsekretärs Waldheim war ergebnislos. Er sagte, Nordkorea erwarte von der UNO positive Vorschläge. Damit war gemeint: der Abzug der US-Streitkräfte aus Südkorea und die Abschaffung der höchst irreführenden Bezeichnung dieser rein amerikanischen Streitkräfte als »UNO-Truppen«, die sie nicht mehr sind.

Grundbedingung für die Wiedervereinigung ist: die Demo-

kratisierung Südkoreas, das augenblicklich schlimmer faschistischer ist denn je. Die Militär-Regierung ist nicht zu Verhandlungen bereit.

Mein Gespräch mit Kim Jung Rin kann ich so zusammenfassen:

Für Kim Il Sung ist die Wiedervereinigung Koreas das Hauptziel seiner Politik. Er wünscht die Wiederaufnahme von Gesprächen. Er ist fern der ihm unterschobenen Absicht, die Wiedervereinigung mit Gewalt herbeizuführen. Er will einen Staaten-Bund, bei dem beide Staaten ihr eigenes Wirtschaftssystem und ihre eigene Politik beibehalten sollen: Nordkorea sein sozialistisches, Südkorea sein kapitalistisches System. Die ausländischen Firmen können weiter ungestört in Südkorea arbeiten. Er ist bereit, direkt mit ausländischen Firmen dort zusammenzuarbeiten. Er wünscht die Normalisierung der Beziehungen Nordkoreas mit allen Staaten. Er wünscht die enge Zusammenarbeit vor allem mit den Ländern der dritten Welt, zu denen sich Nordkorea rechnet. Er will ein neutrales »Koryo«.

#### **Aktuelles zur Frage der Wiedervereinigung**

Am 10. Oktober 1980 fand der 6. Parteitag der nordkoreanischen Arbeiterpartei statt. Das Ergebnis liegt nun gedruckt in mehreren Sprachen vor. Es zeigt, daß sich im Laufe dieses Jahres die Politik Kim Il Sung's ungemein geklärt, präzisiert und vervollständigt hat. Bezeichnend dafür ist: Das wieder zu vereinigende Korea bekam den Namen »Democratic Confederal Republic Koryo« (DCRK).

Das politische Programm der DCRK ist dargestellt in einem Zehn-Punkte-Plan. (Ich kann ihn nur sehr verkürzt wiedergeben, aber dem Inhalt nach ist er vollständig.)

1. Die DCRK wird ein absolut unabhängiges Staatswesen sein.

2. Sie wird eine freie Demokratie sein und jede Art von Diktatur ausschließen. Garantiert werden die Menschenrechte: Freiheit der Formierung politischer Parteien und sozialer Organisationen, deren freie Aktivität, Religions- und Pressefreiheit, freier Verkehr zwischen Süd und Nord und freie Wahl des Arbeitsplatzes. Von Verfolgung ehemali-

ger Regimegegner wird in beiden Teilen des Landes abgesehen.

3. Sie wird wirtschaftlich weitgehend autonom sein. Dazu ist nötig, daß die beiden verschiedene wirtschaftlichen Systeme zusammenarbeiten und daß alle Arten von Teilnehmern gleiche Rechte haben: staatliche, vergesellschaftete und private, solange sie für das Wohl des Volkes arbeiten und nicht mit monopolistischen und imperialistischen Interessen verbunden sind.

4. Sie wird auf wissenschaftlichem, kulturellem, sportlichem, edukativem Gebiet zusammenarbeiten nach einem einheitlichen Programm.

5. Sie wird alle zerstörten Kommunikationswege wieder eröffnen: Autostraßen, Eisenbahnlinien, Telefon, Post. Sie wird Familienzusammenführung ermöglichen. Sie wird freien Austausch und Verkehr zu Land, zu Wasser und in der Luft erlauben. Die Verkehrsmittel beider Teile werden einem gemeinsamen Plan unterstellt.

6. Sie wird Arbeitsplätze für alle finden und besonders den mittleren und kleinen Betrieben helfen.

7. Sie wird eine einzige einheitliche Armee zur Verteidigung des Landes haben. Jeder Teil des Landes wird gleich viele Soldaten stellen: hundert- oder hundertfünfzigtausend. Die Demarkationslinie soll verschwinden, alle militärischen Befestigungen werden abgetragen. Die militärische Ausbildung von Zivilisten wird verboten. Die Kosten der vereinten Armee werden von beiden Teilen des Landes getragen.

8. Sie dehnt ihren Schutz aus auch auf die im Ausland lebenden Koreaner, sie gewährleisten deren Rückkehr und Nichtbestrafbarkeit und garantieren freie berufliche Tätigkeit bei freier Wahl des Landesteils.

9. Sie wird alle bestehenden Beziehungen zum Ausland weiterführen – ungeachtet der Gesellschaftssysteme der betreffenden Partner. Das in Südkorea investierte ausländische Kapital wird nicht eingezogen, die Konzessionen werden weiter erteilt.

10. Sie wird nur eine einzige Vertretung dem Ausland gegenüber haben und auch in der UN nur eine gemeinschaftliche Delegation. Sie wird eine friedliche Außenpolitik betreiben. Sie wird eine atomwaffenfreie Zone sein und die Produktion sowie den Import von Nuklearwaffen verbieten.

## XVI. Kim Il Sung

In ihm erkannten alle die echte Führernatur. Bei einer solch allgemeinen Stimmung kehrte er aus dem Ausland zurück und ging sofort daran, die bestehende schlechte Ordnung zu ändern und den Staat umzugestalten in der Erkenntnis, daß einzelne Maßnahmen ohne Wirkung sein würden, wenn man nicht wie bei einem kranken Körper die schlechte Säftemischung durch reinigende Arzneien beseitigte und umformte und dann mit der neuen Diät beginne.

PLUTARCH

Wer ist er eigentlich, woher kommt er, wie wurde er Präsident der Nordkoreanischen Republik, warum ist er gefürchtet, ist er ein Diktator, wie man im Westen sagt, regiert er im Sinne Stalins, stimmt es, daß er seine politischen Gegner foltert und einsperrt, stimmt es, daß ihn sein Volk liebt, stimmt es, daß er einen ungeheuerlichen Personenkult fördert oder doch wünscht oder doch duldet, hat er aggressive Absichten auf Südkorea, wer kennt ihn?

Ich war bei ihm, ich hatte ein Gespräch mit ihm, das zweieinhalb Stunden dauerte, also weit über das gewöhnliche Maß der Audienzen hinaus, die er ausländischen Besuchern gewährt. Ich war auch zum Essen bei ihm eingeladen. Ich war kein Staatsbesuch, ich bin keine politisch wichtige Persönlichkeit, ich bin nur im Beirat des internationalen Korea-Komitées. Was bewog ihn zu solcher Höflichkeit?

Ich versuche sie mir zu erklären: ich bin Bestseller-Autorin in Südkorea seit vielen Jahren, ich war 1975 dort, die Studenten bereiteten mir Ovationen. Ich bin im Westen angesehen. Ich bin Sozialistin, wenn auch nicht marxistisch-leninistisch; aber das eben ist auch Kim Il Sung nicht.

Kim Il Sung kann sich von mir positive oder jedenfalls sachliche Berichte über sein Land erhoffen, ohne dessen freilich sicher zu sein. Jetzt, nach dem Besuch, weiß ich, daß er in mir eine alte Anti-Faschistin sieht, eine »alte Kameradin«, wie er sagt. Er weiß aber sicher von meinen Begleitern, vor denen ich mir manche Kritik erlaubte, daß ich keine

leicht zu beeindruckende Person bin. Ich komme mir jetzt etwas präpotent vor, im Rückblick darauf, daß ich die Einladung nach Nordkorea nur unter der Bedingung annehme, daß ich Kim Il Sung sprechen könne. Der Besuch war natürlich schon eingeplant gewesen und gern gewährt. Aber man spannte mich mit dem Termin ein wenig auf die Folter. Niemand wußte, wann der Präsident mich empfangen würde. Er freilich entschuldigte sich bei mir damit, daß sein Flug nach Jugoslawien zum Begräbnis seines Freundes Tito seine Zeitpläne geändert habe, er sei erst vor kurzem zurückgekehrt und habe sich für ein paar Tage aufs Land zurückgezogen.

Unsere Begegnung findet auf dem Land statt, kurz vor meiner Abreise.

Vor dem Besuch hatte ich mich natürlich eingehend mit den Büchern befaßt, die über ihn berichten. Ich hatte schon zu Hause die dreibändige Biographie gelesen, und ich hatte mir seine Lebensdaten notiert. Die wichtigsten:

Geboren am 15. April 1912 in dem kleinen Dorf Mang Yiong Dae als Sohn eines Bauern, der sich mit Politik beschäftigte, seit die Japaner nach dem Russisch-Japanischen Krieg (1905 bis 1908) Korea als Kolonie behandelten und ausbeuteten. Er organisierte 1917 die koreanische Nationalversammlung, und er bezog seinen kleinen Jungen früh ins aktuelle politische Geschehen ein: er schickte ihn mit einem wichtigen Schreiben durch die feindlichen japanischen Linien, mitten im Winter.

Während der Schulzeit (Volks- und Mittelschule) begann die politische Laufbahn des jungen Menschen. Er fing an, sich mit dem Marxismus zu befassen und seine Mitschüler dafür zu gewinnen. Er gründete Organisationen des anti-japanischen, anti-imperialistischen Widerstands unter der Jugend.

1927 gründete er die Liga der jungen Kommunisten.

1928 organisierte er den Aufstand der Schüler und Studenten gegen die reaktionären Lehrer. Ebenso organisierte er den Aufstand gegen das japanische Eisenbahnbau-Projekt, das den Japanern die Invasion in Innerasien ermöglichen sollte.

1930 erklärte er auf vielen Treffen seine Ideen, die er später

unter dem Namen der Dschudsche-Ideologie zusammenfaßte.

1930 gründete er die koreanische Revolutions-Armee, eine politische und paramilitärische Organisation.

1932 gründete er neu die anti-japanische Guerilla-Armee und erörterte den Plan zur Zusammenarbeit mit Chinas anti-japanischer Nationalfront.

1933 gründete er in den bereits vom Feind befreiten Teilen des Landes eine revolutionäre Volksregierung.

1933 gründete er die auf der inzwischen ausgearbeiteten Dschudsche-Ideologie basierende Koreanische Kommunistische Partei.

1934 formte er die Guerilla-Armee um in eine reguläre revolutionäre Volks-Armee und führte mit ihr in den folgenden Jahren viele Kämpfe. Er gründete auch Zeitungen, um das Volk weiter aufzuklären.

1937 begann er, eine selbständige nationale Kommunistische Partei aufzubauen, getreu seiner Ideologie von der absoluten Selbständigkeit seines Landes.

1941 bis 1945 leitete er als General viele kleinere und größere Kämpfe gegen die Japaner. Aber die Befreiung Koreas wurde vereitelt durch den Sieg der USA über Japan, jener Sieg, der die Besetzung des von den Japanern befreiten Korea mit sich brachte, und in deren Gefolge die Trennung Koreas.

In den Jahren danach wandte sie Kim Il Sung dem Wiederaufbau seines Landes zu, nachdem er 1946 ein provisorisches Volkskomitee gegründet hatte. Er führte die Bodenreform durch und verstaatlichte die großen Industrien. Er erließ Schutzgesetze für die Arbeiter und proklamierte die Gleichberechtigung der Frauen. Er gründete die Arbeiter-Partei, und er organisierte die ersten freien Wahlen.

*Man warf und wirft ihm vor, die Wahlen manipuliert zu haben. Da aber seine Gegner emigriert waren, scheint ein Wahlbetrug nicht nötig gewesen zu sein. Das Volk, das er befreit hatte, wollte ihn als Präsidenten.*

1947 formierte er die erste Regierung unter der »Diktatur des Proletariats«.

1948 gründete er die Koreanische Volksarmee und gab die neue Verfassung bekannt.

1950 führte er den Koreakrieg und war zunächst siegreich.

1953 wurde er von den Truppen der UN-USA zurückgeschlagen und mußte sich wieder hinter den 38. Breitengrad zurückziehen.

*Dies tat jedoch seinem Ruhm als großer Feldherr keinen Abbruch. In seiner Biographie steht unter Juli 1953 lakonisch:*

*Der große Sieg des koreanischen Volks im vaterländischen Befreiungskrieg unter der hervorragenden Leitung unsres höchsten Kommandierenden Marschall Kim Il Sung.*

*Und dann steht unbegreiflicherweise (ich habe nur die englische Übersetzung): The defeat of US-Imperialismus.*

*So geht es nicht. So kann man nicht Geschichte umbiegen und unlügen. Der US-Imperialismus wurde keineswegs niedergeworfen, und Kim Il Sung war nicht der unüberwindliche Siegheld, sondern ganz einfach der Verlierer, wenngleich ein ehrenhafter Verlierer, denn er hatte es mit dem überraschenden Eingreifen eines US-Militärnachschiebs zu tun, dem er nicht gewachsen war. Warum nicht die Wahrheit sagen, wenn sie doch ohnehin offenkundig ist?*

In den Jahren 1948 bis heute befaßte er sich weiter mit dem Aufbau Nordkoreas und mit dem Problem der Wiedervereinigung, und gewann immer mehr an Ansehen unter den Völkern der Dritten Welt, zu denen er Nordkorea zählt und die seine Art des Aufbaus zum Modell nehmen und diplomatische und Handelsbeziehungen mit Nordkorea unterhalten. Je mehr er in der Dritten Welt an Bedeutung gewinnt, desto mehr wird er in der nicht-sozialistischen Welt abgewertet, indem man ihn nicht so sehr verleumdet als totschweigt. Seine Weltbedeutung wird mit dem Übergewicht der Dritten Welt wachsen.

*Er hat schon jetzt die Bedeutung und die Rolle einer Führerfigur von internationalem Rang. Das zu übersehen, ist ein schwerer Fehler der westlichen nicht-sozialistischen Welt. Die blockfreien sozialistischen Länder werden die Zukunft unsrer Erde bestimmen, nicht die Großmächte USA und Sowjetunion. Wohin China sich schlägt, ist nicht abzusehen, das sagte mir auch Kim Il Sung. Man sieht sich heute gedrängt zu meinen, es sei, da antisowjetisch, eher USA-freundlich und dorthin bündnisbereit.*

Wir waren auf einer Fahrt über Land, nördlich von Pyöngyang, als Herr Chang nach einem Telefongespräch eröffnete, der Tag X sei gekommen, das heißt, ich werde am 18. Mai den Präsidenten treffen. Wo? Nicht im Regierungsgebäude, sondern ganz privat in einem kleinen Ort, wo er sich von der Europareise erholt.

Das klang inoffiziell, und das war mir recht. Aber die näheren Vorbereitungen waren keineswegs inoffiziell, sondern recht aufregend und geheimnisvoll. Wir fuhren (ohne Kameramann und ohne meinen jungen Dolmetscher) irgendwohin über Land. Wir fuhren nach einem genauen Zeitplan: wir mußten in einer bestimmten Viertelstunde an einem See ankommen, dort wartete ein Motorboot, das uns über den großen Stausee brachte, am andern Ufer warteten zwei Autos und zwei Herren, die sehr offiziell taten. Wir fuhren sehr langsam, aufreizend langsam, und ich sagte zu einem der englischsprechenden Herren, daß mich das nervös mache, so zu schleichen. Man bedeutete mir, das gehöre zum Protokoll: wir müßten in einem ganz bestimmten Augenblick »dort« ankommen. Nun gut. Ich merkte, daß mich das bevorstehende Treffen doch nicht so ruhig ließ, wie ich mirs eingebildet hatte.

Wir fuhren etwa zwei Stunden. Wie sich hernach auf der Heimfahrt herausstellte, war der Ort nicht weit nördlich der Hauptstadt. Ein einfaches weißes Haus auf einem Hügel an einem Fluß oder See. Der Auftritt war glänzend arrangiert: wir steigen aus den Autos, werden auf dem Vorplatz im Freien von einigen Herren begrüßt und in eine kleine Halle begleitet. Dort deutet ein Herr auf einen andern, der unauffällig und freundlich lächelnd dasteht: Der Herr Präsident! Er streckt mir die Hand entgegen, fragt, wie es mir gehe und ob die Fahrt gut war, und fordert mich mit der unnachahmlich kurzen, fast steifen koreanischen Handbewegung auf, in den nächsten Raum einzutreten, falls ich nicht vorher mir die Hände waschen wolle. Das will ich, und einer der Herren begleitet mich zum Waschraum, wartet davor und bringt mich wieder zurück. Alle diese Herren sind höchst zeremoniell und machen todernste Gesichter. Der Präsident wartet geduldig in der Halle auf mich. Er trägt keinen westlichen dunklen Anzug, sondern eine hochgeschlossene Jacke, wie man sie von Mao Tse-tung kennt.

Wir setzen uns im Konferenzraum an den langen und breiten Tisch, der an jenen in Panmunjon erinnert. Ich auf der einen Seite, auf der andern, mir direkt gegenüber, Kim Il Sung, neben ihm Kim Jung Rin und der andre Herr Kim, der Historiker Kim Myong Guk, ferner ein anderer Herr, den ich auch schon kenne und der Dolmetscher Kim Il Sungs, der, wie sich herausstellt, perfekt deutsch spricht und dem vor lauter Anstrengung die Stirnadern anschwellen, offenbar macht ihm mein Deutsch einige Not, da es unkonventionell direkt ist.

Kim Il Sung beginnt höflich Konversation zu machen, so wie er sie zu machen gewöhnt ist. Er will wissen, wie mir Nordkorea gefällt, was ich gesehen habe und so fort. Ich schaue ihn an.

Das also ist der »Große Präsident«, der »Diktator«, gefürchtet, geliebt, verehrt, des Stalinismus verdächtig.

Das ist ein Bauer, eine Vaterfigur, mit einer starken und warmen Ausstrahlung, ganz in sich ruhend, heiter, freundlich, ohne Falschheit, mit gelassenen Bewegungen und ruhigem Blick, ganz einfach, ohne jedes Imponiergehabe, witzig und humorvoll auch, wie sich nach einiger Zeit herausstellt. Mir fällt ein, daß Goethe über Napoleon sagte: »Voilà un homme.« Das kann man über Kim Il Sung auch sagen: ein Mann, ein Mensch.

Während er redet, denke ich an die Kürze der Zeit, die mir zur Verfügung steht (ich dachte, ich würde höchstens eine halbe Stunde Audienz haben, ich ahnte nicht, wie lang sie sein würde) und wage es, den Präsidenten zu unterbrechen. Herr Präsident, verzeihen Sie, aber ich muß die Zeit nützen. Darf ich Ihnen Fragen stellen?

Die Herren zeigen Überraschung, ja Bestürzung. Auch fürchten sie, daß ich ihrem dringenden Rat nicht folgen würde: ich sollte bitte dem Präsidenten keine politischen Fragen stellen.

Ich stelle aber politische Fragen, hochpolitische. Kim Il Sung ist keineswegs ungehalten, er ist nur ein wenig überrascht über meine Direktheit, aber er antwortet sofort und genau, und schon sind wir mitten in einem Gespräch über brennende politische Probleme: seine Beziehung zur Sowjetunion, zu China, zur Bundesrepublik Deutschland, zur DDR, zu Japan, und nun stellt er Fragen an mich und

wundert sich, wie er mir sagen läßt durch den Dolmetscher, daß ich so gut informiert sei. Er nimmt mich erstaunlich ernst, das Gespräch berührt immer wichtigere Fragen, aber er bittet mich, nicht darüber zu schreiben, es sei ein Privatgespräch. Worüber ich schreiben darf, ist natürlich das Problem der Wiedervereinigung. Er bestätigt, was mir Kim Jung Rin schon gesagt hat, fügt aber einiges Neue hinzu.

Der erste Schritt zur endlichen Wiedervereinigung sei die Einberufung einer Konferenz von Delegierten aus allen politisch und gesellschaftlich wichtigen Organisationen der beiden Korea. Der zweite Schritt: der Zusammenschluß dieser Gruppen zu einer gemeinsamen Front. Der dritte: Bildung einer Nationalversammlung, in der beide Korea unabhängig von der Einwohnerzahl mit gleich viel Stimmen vertreten sind.

Die Regierungsform jedes der beiden Länder soll erhalten bleiben, aber durch die übergeordnete Nationalversammlung kontrolliert werden. Vor allem müsse die Außenpolitik und die Sicherheitspolitik beider Länder koordiniert werden. Die Befehlsgewalt der Armeen beider Länder gehe auf die Nationalversammlung über. Das bedinge, daß keine Fremdtruppen mehr im Lande seien. In Nordkorea sind keine mehr, in Südkorea ist immer noch die US-Streitmacht mit ihren Raketenbasen; der vollständige Rückzug der USA ist Vorbedingung. Die Wirtschaft müsse ebenfalls koordiniert werden, eine Planwirtschaft, die beide Korea umfasse, sei denkbar und nötig. Die Nationalversammlung habe als dringende Aufgabe den Abbau der Feindseligkeiten und der gegenseitigen Angst und aller Gegensätze. Die Nationalversammlung müsse eine für beide Korea verbindliche neue Rechtslage schaffen.

Meine Frage: ob dann in beiden Korea alle Parteien zugelassen werden sollen, also in Südkorea die sozialistische beziehungsweise kommunistische, oder ob alle Gruppen, welche die Wiedervereinigung wünschen, in beiden Korea zu einer Volksfront zusammengeschlossen werden könnten.

Die Frage sei verfrüht. Zunächst wolle man Einfaches: die Zusammenführung getrennter Familien und wechselseitige Besuche, wie überhaupt Begegnungen zwischen Süd- und Nordkoreanern. Eine Politik der kleinsten Schritte also.

Ich sage: Aber wie baut man in den Südkoreanern die Angst vor dem Kommunismus ab, diese Frucht jahrzehntelanger Gehirnwäsche?

Nun eben, indem man Nordkoreaner und Nordkorea kennenlernt.

Ich sage: Vermutlich wird die Neigung vieler Südkoreaner, Nordkorea freundlich anzusehen, größer angesichts der Verschlechterung der wirtschaftlichen und politischen Lage Südkoreas. Man sieht dort, daß die angebliche freie Demokratie zur Militärdiktatur wurde. Man muß nun sehen, daß die angebliche Diktatur in Nordkorea zur echten Demokratie wurde, jedenfalls auf dem Wege dazu ist. (Ich weiß nicht, wie der Dolmetscher das übersetzt und ob dabei meine Behauptung ihren Frage-Charakter beibehält.)

Ich frage, ob die gedachte Nationalversammlung eine feste Einrichtung mit einem festen Sitz sein soll und wo der Sitz wäre, im Süden, im Norden, in Panmunjon oder wo, oder ob die Nationalversammlung nur von Fall zu Fall einberufen werden solle.

Kim Il Sung meint, die Frage sei berechtigt und wichtig, aber verfrüht, die Antwort müsse eben von Nord- und Südkorea gemeinsam gefunden werden.

Ich frage weiter. Da ich in Südkorea war, weiß ich, daß man dort aus verschiedenen Gründen Angst vor Nordkorea hat, einer der Gründe ist religiöser Natur: man erinnert sich der Christenverfolgung in Nordkorea nach dem Krieg und man fürchtet, sie könne sich wiederholen.

Kim Il Sung lächelt: Aber wir haben doch im eigenen Land Christen und Buddhisten, und Religionsfreiheit ist durch unsere Verfassung garantiert.

Aber, sage ich, für viele Christen Südkoreas (und es gibt dort unter sechsunddreißig Millionen Einwohnern etwa zehn Millionen Christen verschiedener Konfession) bedeutet der Sozialismus nordkoreanischer Art schlechthin Atheismus.

Mag sein, sagt Kim Il Sung, aber was bedeutet das? Niemand ist gezwungen irgend etwas zu glauben und irgendeine Religion zu haben oder abzulegen. Das hat kein Interesse für uns. Wenn nicht, so füge ich in Gedanken hinzu, die USA die Kirchen zu politischen Einflußgebieten machen.

Noch etwas, Herr Präsident: bei der Wiedervereinigung

werden schon in den ersten Etappen Gegensätze nicht-politischer Art aufeinanderprallen; die Südkoreaner werden in Nordkorea ein Volk finden mit einer hohen Ethik und einer strengen Moral, die Nordkoreaner werden im Süden ein moralisch vom Westen korrumpiertes Volk finden, das kapitalistisch denkt, also Geld als höchsten Wert kennt, und dessen Sitten liederlich sind, die Libertinage blüht. Was wird dann siegen? Werden die Nordkoreaner nicht ebenso zu leben wünschen?

Nein, sagt Kim Il Sung, das glaube ich nicht. Unser Volk verabscheut die Unmoral.

Aber, sage ich, hat nicht auch die Sowjetunion, die einmal so rigoros puritanisch war, schon alle westlichen Unsitten angenommen?

Kim Il Sung sagt: Wir werden nie westlich orientiert sein, sondern eine spezifisch koreanische Kultur haben, die beiden Korea entspricht. Und wir haben viele Fehler der Sowjetunion vermieden. Wir regieren nicht mit Gewalt, nicht mit Unterdrückung, sondern mit Überzeugen und Erziehen. Wir können auch den Tourismus nicht unkontrolliert lassen, wenn wir uns nicht vom Westen korrumpieren lassen wollen.

Es gibt, sage ich, noch ein Problem, nämlich das der Kunst. Südkorea hat seine Künstler nach dem Westen geschickt um dort zu studieren. Es hat seine Kunst höherentwickelt, es hat dabei aber seine Tradition gewahrt. Ich denke an Isang Yun, dessen Namen man auch hier kennt seit seiner Entführung durch den südkoreanischen Geheimdienst 1967. Er wurde im Westen ein großer Komponist. Wenn ich mir erlauben darf zu kritisieren: die nordkoreanische Kunst ist weit hinter jener Südkoreas zurück.

Kim Il Sung zeigt keine Spur von Unwillen, er nimmt meinen Einwurf auf. Er sagt: Wir sind in manchem noch wenig entwickelt, aber wir sind ein Land im Aufbau, ein Volk von Lernenden. Vieles ist bei uns noch in der Phase des Übergangs. Auch in der Technik. Vieles funktioniert nicht so, wie Sie es vom Westen her gewöhnt sind. Unsere Hotels zum Beispiel. Und es fehlen noch Maschinen, es fehlt vor allem eine eigene Elektronik-Industrie.

Herr Präsident, ich glaube nicht, daß Sie anstreben sollen, daß alles wie am Schnürchen klappt. Ist man in der hochzivi-

lisierten westlichen Welt, in den USA vor allem, glücklich geworden dadurch? Keineswegs. Die Technik und der Luxus tragen bei, die Arbeit zu erleichtern und zu verringern, aber nicht dazu, das Leben leichter und schöner zu machen. Im Gegenteil. Sie hier haben das Problem der Wasser- und Luftvergiftung nicht. Sie haben keine Computer-Krankenschwester wie in den USA. Sie haben den Menschen nicht durch den Computer, den Roboter, ersetzt. Warum halten Sie das, was Ihr Vorteil ist, für einen Nachteil? Wir im Westen strengen uns an, alle Schäden zu beheben, die wir mit unsrer Technik verursacht haben. Wir machen eine neue Wissenschaft daraus, die sich damit befaßt, die durch Wissenschaft entstandene Lebensbedrohung zu beseitigen. Warum wollen Sie damit beginnen, wo wir enden? Natürlich habe ich gesehen, daß Maschinen fehlen. Ich habe gesehen, wie ein paar Dutzend Leute ein Haus bauen, mit ihren Händen auf mittelalterliche Art, sie brauchen lange dazu, Maschinen würden das viel schneller machen. Aber Sie haben keine demoralisierten Arbeitslosen, und ich habe gesehen, daß diese Leute heiter sind bei der Arbeit, ich habe gesehen, wie sie sich in den Pausen zusammensetzen und essen und singen und ihr Miteinander freudig erleben. Keine Entfremdung von Mensch und Arbeit, keine Fremdheit von Menschen untereinander, Zusammenarbeit von Studenten und Arbeitern und Soldaten auf den Reisfeldern, und so fort. Es geht menschlich zu in Ihrem Land, Herr Präsident. Warum das ändern? Nur um konkurrenzfähiger zu werden auf dem Weltmarkt? Um so zu werden wie alle andern, wie die kapitalistischen Länder? Mein stärkster Eindruck in Ihrem Land: daß niemand von Geld spricht. Im Westen fragt einer den andern: Wieviel verdienst du? Und keiner übernimmt eine Arbeit, eher er nicht sicher ist, Höchstlohn zu bekommen. Bei Ihnen zählt nicht Geld und Besitz, sondern der menschliche Wert und das Maß an Opferbereitschaft. Ich erlebe zum erstenmal, was Sozialismus ist und was mit Kommunismus eigentlich gemeint ist und was in den staatskapitalistisch-sozialistischen Ländern daraus wurde. Ich flehe Sie an, Ihren Weg nicht zu verlassen.

Kim Il Sung hört mir gespannt zu. Seine Augen leuchten jetzt. Sie haben mich verstanden, sagt er, steht auf und schüttelt mir die Hand. Ich nehme dies als Zeichen zum

Aufbruch, aber er sagt: Und jetzt darf ich Sie zu einem kleinen Imbiß einladen.

Der kleine Imbiß erweist sich als ausgedehntes Mittagessen.

Die Audienz hat über eine Stunde gedauert, das Essen dauert noch länger, denn wir essen nicht nur, sondern unser Gespräch geht weiter, es ist das, was man im Westen ein »Arbeitsessen« nennt. Der arme Dolmetscher kommt nicht dazu, auch nur einen Löffel Suppe oder eine Gabel voll der ausgezeichneten Speisen zu essen. Der Präsident ißt und trinkt wenig. Er ist zu sehr am Gespräch interessiert. Er wird immer gelöster und privater und herzlicher, und er wird witzig: er schildert mir die Politiker, die bei der Totenfeier Titos zugegen waren, er nimmt kein Blatt vor den Mund, er charakterisiert sie ungemein treffend, und wir lachen ungenhemmt über die Schwächen eitler Leute. Kim Il Sung ist nicht eitel, und nun verstehe ich überhaupt nicht mehr, daß er den so verrufenen Personenkult will oder duldet. Der paßt gar nicht zu ihm. Er ist ganz im Gegenteil überaus einfach. Ich habe nie einen Politiker, einen Staatsmann erlebt, der natürlicher, entspannter und weniger pretentiös gewesen wäre. Braucht das Volk den Kult? Gewährt er ihm, was es will? Hat das Volk einen Kult nötig, da es keinen religiösen Kult mehr hat? Würde das Volk, würde die übrige Welt es als Minderung der Machtposition Kim Il Sung's werten, wenn er die Riesenaltäre im Freien beseitigen ließe und den Byzantinismus im Umgang seiner Leute mit ihm? Sicher wäre das Gegenteil der Fall. Ich hätte gern gesagt: Der Personenkult hier ist ein Rest der konfuzianisch-feudalen Kultur der Vergangenheit und paßt überhaupt nicht zum Stil einer Volksdemokratie, einer revolutionierten Arbeitermasse. Wenn Sie, Herr Präsident, so hätte ich gern gesagt, mit gekreuzten Beinen und einer Zigarette in der Hand (zu viel rauchend wie alle Nordkoreaner) unter ihren Bauern sitzen auf dem Boden, auf dem Acker, dann ist das still. Sie haben, Herr Präsident, diesen Kult nicht nötig. Sie sind Sie, Sie wirken durch Ihre Person. Weg mit dem überflüssigen Kult.

Aber ich stelle noch einige kleinere Fragen. So will ich von ihm wissen, ob es in seinem Land wirklich keine Gefängnisse gibt. Sie wissen, Herr Präsident, daß ich über Ihr Land

schreiben werde. Ich mache mich unglaubwürdig, wenn ich eine Behauptung aufstelle, die man mir widerlegen kann, und ich bringe damit auch Ihr Land in Mißkredit, denn man wird sagen können, ich sei das törichte Opfer Ihrer gezielten Propaganda.

Aber nein, sagt er fast belustigt, wir haben wirklich keine Gefängnisse nach westlicher Art, wir haben Erziehungshäuser für Schwererziehbare; die gesetzliche Höchstdauer des Verbleibens ist ein halbes Jahr, und es hat keinen Strafcharakter, denn ich bin seit langem überzeugt davon, daß Strafe den Menschen, vor allem den jungen, nicht bessert, sondern erbittert. Ich brauche alle meine Leute dringend zur positiven Mitarbeit, ich kann es mir nicht leisten, irgend jemand einzusperrn, um ihn mir zum Feind zu machen.

Hier hätte ich natürlich gern die ganz direkte Frage gestellt, was er denn mit seinen politischen Gegnern, der Opposition, mache. Er kommt meiner Frage zuvor.

Er sagt: Ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, Gegner nicht mehr zu bestrafen, sondern zu überzeugen. Unterdrückung erzeugt Gegendruck, Gewalt führt zu Gewalt. Meine Methode ist die der Überredung, des Überzeugens. Dazu gehört auch, daß ich den sowjetischen Weg ablehne. Ich will keine gewaltsame Übertragung der nordkoreanischen Form des Sozialismus auf andere Länder, auch nicht auf Südkorea. Jedes Land muß seine ganz eigene Art des Sozialismus finden. Man kann nicht internationalisieren, was national gemeint sein muß.

Und der Kommunismus? frage ich.

Der Kommunismus ist Zukunftsziel, er ist die große Utopie, aller Sozialismus ist darauf gerichtet, der ganzen Welt Frieden und gegenseitiges Wohlwollen zu bringen.

Unser Gespräch kehrte mehrmals zurück zu der Frage der Beziehung der Bundesrepublik zu Nordkorea. Warum, so fragen wir uns beide, hat die Bundesrepublik diplomatische Beziehungen zu andern sozialistischen, ja streng marxistischen Ländern und zu faschistischen Regierungen, aber nicht zu einem blockfreien Land wie Nordkorea? Warum hat sie nicht einmal Handelsbeziehungen? Warum gibt die Bundesrepublik hohe Kredite aktuell an die Militärregierung Südkoreas? Warum ist die Bundesrepublik so eifrige Vertreterin der Menschenrechte in andern Ländern, aber die

unerhörte Verletzung der Menschenrechte in Südkorea wird mit einem hohen Geldkredit beantwortet?

Ist die Bundesrepublik zu eng mit den USA verbunden, als daß sie aus eigener Initiative Beziehungen mit Nordkorea anknüpfen könnte?

Ist nicht jetzt die Zeit gekommen für den Beginn einer Annäherung? Müssen die USA erst die Erlaubnis dazu geben? Warum reisen deutsche Sozialisten oder auch andre Politiker nicht nach Nordkorea, um aus erster Hand Informationen zu sammeln? Was für eine sonderbare Blockierung herrscht denn da? Man reist nach China, nach Polen, in die Sowjetunion, nach Chile, nach Argentinien, aber nicht nach Nordkorea. Man begreift nicht, wie wichtig Nordkorea ist und noch werden wird für die Dritte Welt.

Dies sind nicht Worte Kim Il Sung, dies sind meine Gedanken nach dem Treffen.

Diese Begegnung hat mich mit Kraft aufgeladen. Ich glaube wieder an die Zukunft der Menschheit. Ich glaube wieder an eine Reform des Sozialismus in Theorie und Praxis. Mir kommt Rudolf Bahros Buch in den Sinn: »Die Alternative«. Seine Kritik am »real existierenden Sozialismus« und seine Darstellung dessen, was Sozialismus sein soll hat sich mir in Nordkorea als konkrete Wirklichkeit und Wahrheit gezeigt.

Der Sozialismus Nordkoreas ist der Sozialismus mit dem menschlichen Antlitz, wie ihn Dubcek für die Tschechoslowakei wollte und wie ihn die Sowjets niedergeschlagen haben. Aber Kim Il Sung führt ihn weiter. Seine Ideologie und seine Praxis, das ist die Alternative, der Dritte Weg. Der Westen sollte sich intensiv mit ihm befassen.